



tredition®

[www.tredition.de](http://www.tredition.de)



Hermann Detering

# Schlesischer Mohn

Roman



tredition®

[www.tredition.de](http://www.tredition.de)

© 2016 Dr. Hermann Detering

2. überarbeitete Auflage

Umschlaggestaltung: Dr. Hermann Detering

Autorenseite: [www.hermann-detering.de](http://www.hermann-detering.de)

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-7345-8037-6

Hardcover: 978-3-7345-8038-3

e-Book: 978-3-7345-8039-0

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

# Inhalt

<b>Vorspiel mit Mohnstriezla .....</b>	<b>7</b>
<b>Erstes Buch .....</b>	<b>33</b>
Krieg erklären.....	33
Von Leitern und Läusen .....	44
Großer Krach.....	57
Kleider und kleine Leute .....	74
Stilleben mit Bett und Großvater .....	102
Ludmilla verliert die Balanxe .....	128
Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?.....	144
Kleines Pastorale oder: Kulbafongse und ein Kus Schla im Mohn .....	160
<b>Zweites Buch .....</b>	<b>184</b>
Herbert ist gefallen .....	184
Um Weihnachta oder: Transeamus .....	206
Ein Schwein für einen Loewe Opta .....	230
Der Rundfunkverbrecher.....	253
Teppichklopfen am Führergeburtstag .....	276
Kinderszenen.....	304
Paterrekter .....	322
Stangenbohnen.....	345
Sardonisch - diabolisch oder: Die Macht des Wortes .....	366
Ruthla wird katholisch.....	386
Zucker aus Zadel .....	421
<b>Drittes Buch .....</b>	<b>451</b>
Der starke Siegfried .....	451
Zug der Toten.....	482
Tante Herta im Nadelöhr.....	506
Albert auf der Reise nach Prag .....	531
Zweiklassengesellschaft im Viehwaggon.....	551

Klausi.....	575
<b>Brief der beiden Basen an den Vetter .....</b>	<b>595</b>
<b>Anmerkung und Dank.....</b>	<b>598</b>

## Vorspiel mit Mohnstriezla

Mein Onkel Albert, der zugleich mein Taufpate ist und den ich, wenn es mir gefällt, „Gevatter“ nenne, hatte mich zu einem „gemittlichen“ Kaffeenachmittag an einem Oktobersonntag eingeladen. Ich sollte genügend Zeit mitbringen, denn er hätte mir etwas Wichtiges zu sagen. Meine Mutter würde auch dabeisein und zur Feier des Tages ihr allseits beliebtes Mohnstriezla backen.

Ich hatte keine andere Wahl, als der Einladung der beiden alten Herrschaften zu folgen. Einerseits aus Neugier, um zu erfahren, was es mit Alberts geheimnisvollen Andeutungen auf sich hatte. Zum anderen, weil meine Mutter und ihr Bruder inzwischen schon über Achtzig waren. Familienangehörigen in diesem Alter schlägt man keine Einladungen mehr ab. Die Entscheidung für das außerordentliche, außerhalb von Geburtstag, Weihnachten und Ostern anberaumte familiäre Treffen, die ganze Logistik der Vorbereitungen, vom Kuchenbacken bis hin zu Ruths An- und Abfahrt, waren den beiden sicherlich nicht leicht gefallen. Es mußte sich um etwas sehr Wichtiges handeln. Ich tat also, was ich den beiden schuldig zu sein glaubte, kaufte vor dem vereinbarten Termin noch eine Schachtel „Handelsgold Fehlfarben“ im Königsformat und einen Strauß Blumen, setzte mich ins Auto und fuhr gen Hannover, wo Albert einen Bauernhof in einem kleinen Dorf unweit der Stadt bewohnte.

Der Hof war leicht zu finden, nicht nur wegen seiner zentralen Lage, sondern weil er sich in jeder Hinsicht von seiner Umgebung unterschied. Drumherum aufwendig und mit viel Geld, aber wenig Geschmack renovierte ehemalige Bauernhäuser, die von ihren Besitzern vor

Jahren, nachdem sie die Landwirtschaft aufgegeben hatten, an Anwälte, Architekten, Steuerberater und pensionierte Beamte aus Hannover verkauft oder vermietet worden waren. In der Mitte Alberts vor sich hin dämmerndes Anwesen, das immer noch genauso aussah, wie ich es aus der Kindheit kannte. Nur daß das Efeu inzwischen einzelne Hauswände völlig überwuchert hatte. Alberts Töchter erzählten mir später, das aufdringliche Kletterzeug sei bereits durchs Dach gedrungen und habe seine grünen Tentakel auf dem Speicher ausgebreitet.

Auch hatte der allgemeine Verfall seinen Nagezahn schon in ein paar wichtige Stützbalken geschlagen. Ganze Gebäudeteile waren aus dem Gleichgewicht und standen, wie man von der Dorfstraße aus erkennen konnte, kurz vor dem Einsturz.

Geschäftstüchtige Handwerker, Maurer, Dachdecker, Zimmermänner, die beim Vorbeifahren einen zufälligen Blick auf das verfallende Anwesen geworfen hatten, kamen immer wieder mal vorbei und machten Albert Angebote. Aber er lehnte jedes Mal ab. Nachdem er die Landwirtschaft aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt hatte, hatte er das Interesse an Erhaltung oder Instandsetzung seines Hofes verloren. Auch hatte der Tod seiner Frau Annemarie vor ein paar Jahren seine lethargische Stimmung noch verstärkt. Hinzu kam ein immer stärker werdender Zug zur Knauserie. Die besorgten Töchter drängten ihn, sich entweder bei ihnen einzuquartieren oder sich um einen Platz in einem Seniorenwohnheim zu kümmern. Aber an Albert, der ständig um sein Geld fürchtete, prallten selbst die gutgemeinten Vorschläge gutmeinender Angehöriger ab.

Für die Immobilienmakler der Umgebung war Alberts Grundstück wegen seiner attraktiven Lage schon seit



langem ein Objekt der Begierde. Doch hatten sie sich damit abgefunden, noch eine Weile warten zu müssen, bis es zum Verkauf angeboten würde. Hoffnung machte ihnen indes, daß es mit Alberts Gesundheit neuerdings nicht mehr zum Besten stand und Nachbarn seine Töchter in den letzten Monaten oftmals mit besorgten Mienen vom Hof hatten kommen sehen.

Daß ich es bei meinem Besuch mit der Vergangenheit zu tun kriegen würde, war mir bereits klar, als ich von der Dorfstraße abbog und an ein paar Holunderbüschen und der Scheune vorbei auf den Hof fuhr, wo ein auf dem Pflaster liegender rotfelliger Kater sich träge von den letzten Strahlen der Herbstsonne wärmen ließ. Allerdings dachte ich nur an meine eigene Vergangenheit, an die Sommerferien, die ich früher hier verbracht hatte, an die Gerüche von Stall und Vieh und Weide, an den Geschmack von Zuckerbemme und Muckefuck, an die euterwarme fette Kuhmilch, die mir schlecht bekommen war, auch an die Spiele mit den beiden lebhaften Basen, Blindkuh, Schwarzer Mann, Kinderhochzeit und Doktorvisite oben auf dem Dachboden. Daß dieser Besuch auch Anlaß zu einer ausgedehnten Reise in die Vergangenheit meiner Familie werden würde, konnte ich noch nicht ahnen.

Mein Onkel und Mutter Ruth, genannt Ruthla, hatten mich ungeduldig erwartet. Ich hatte nicht bedacht, daß schon wenige Minuten Verspätung für Menschen ihres Alters zu einer harten Geduldsprobe werden können. Beide hatten sich vor der Tür des Wohnhauses postiert und winkten mir wie erlöst von weitem zu. Ich hupte zum Gruß zwei- dreimal, stieg aus dem Wagen und reckte die vom langen Sitzen taub gewordenen Glieder.

Ursprünglich hatte das Anwesen nur aus einem Fachwerkgebäude bestanden, in dem Mensch und Vieh noch friedlich vereint unter einem Dach lebten. Alberts Schwiegervater hatte dann Anfang des letzten Jahrhunderts, lange bevor Albert seine Tochter ehelichte, ein großes Wohngebäude anbauen lassen – viel zu groß, wie sich herausstellte, nachdem die Kinder aus dem Haus waren, Alberts Ehefrau starb und dieser das Haus allein bewohnte.

Albert hatte sein schwarzgraues Resthaar pomadisiert und gescheitelt und blickte – trotz der überall auf seinem Hof sichtbaren Spuren von Verfall und Niedergang immer noch ganz der alte Gutsherr – schwer durchschaubar durch seine dunkel getönte Brille. Der Mund und der dünne Oberlippenbart mümmelten zusammen mit der Nase ein wenig vor sich hin. Die leichte nervöse Unruhe in der Mund- und Nasengegend signalisierte dem Kenner der physiognomischen und mimischen Eigentümlichkeiten meiner Familie mütterlicherseits eine freudig angespannte Erwartungshaltung. Ruthla stand wie ein blasses Schemen mit angeklebtem dünnem Grauhaar hinter ihm und trat als selbständige Gestalt erst in Erscheinung, als Albert auf mich zugekommen war, um mich zu begrüßen. Über den Hof strich ein leichter Herbstwind.

Der Anblick der beiden über das Hofpflaster holpernden Alten gab mir Anlaß, mit einem Faust-Zitat zu renomieren: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt“. Dann zog ich mein Handy aus der Jackentasche und fuhr fort: „Versuch ich wohl, euch diesmal festzuhalten?“ und machte den Vorschlag zu fotografieren, weil „so jung sieht man sich nicht wieder“ usw. Die alten Herrschaften kicherten und waren einverstanden. Weil sie dank ihrer Kinder und

Enkelkinder auf dem laufenden waren, brauchte ich ihnen nicht zu erklären, daß man mit dem Telefon fotografieren kann. Sie bezogen auch gleich Aufstellung vor dem Dielentor des alten Bauernhauses. Ich fand das brüchige und fast aus den Fugen fallende ziegelrote Mauerwerk als Hintergrund aber irgendwie pittoresker und schlug einen Standortwechsel vor. Albert war angetan und wiederholte, „pittoresk, Goethe, Faust, einfach fabelhaft. Ja, ja, mein Neffe“. Ich verstand nicht, was er meinte, ließ es aber auf sich beruhen und begann zu fotografieren. Wir spielten alle Möglichkeiten durch. Mal posierte Albert mit Ruthla, mal Ruthla mit mir, mal ich mit Albert. Zum Schluß noch ein Selfie zu viert, denn auch der besagte rotfellige Kater hatte sich schnurrend dazwischengeschlichen.

Albert schlug vor, noch einen kleinen Spaziergang durch das Dorf zu machen. Ruthla könne in der Zeit ja schon einmal den Kaffee vorbereiten und die Vanillesoße ansetzen. Dann entnahm er der Zigarrenpackung eine der Fehlfarben im Königsformat, zog sie prüfend unter seiner Nase entlang und paffte, nachdem er sie angezündet hatte, genießerisch ein paar bläuliche Rauchkringel in die von einer leichten Brise bewegte Herbstluft.

Wir schlenderten über die Dorfstraße. Offenbar steuerte Albert ein ganz bestimmtes Ziel an. Seine Schritte wurden um so schneller, je mehr wir uns diesem näherten. Auf dem gepflasterten Platz vor dem Wohnhaus eines Bauernhofes blieb er plötzlich stehen. Ich blickte ihn fragend an. Aber statt zu antworten, versenkte sich Albert schweigend in den Anblick der roten Ziegelbaufassade, vor dessen Eingang zwei auf den Stock gesetzte Weidenbäume Spalier standen. Aus ihrer Spitze sprossen ein

paar Zweige, die sich wie Girlanden aus Blattgrün um den Stamm herumrankten.

Das große Haus mit dem holzverzierten Giebel und den von verwittertem grauem Gesimse umrahmten Fenstern sagte mir nichts. Es war Anfang des letzten Jahrhunderts erbaut worden, das gewöhnliche Wohnhaus eines Bauernegehöfts, von der Art, wie es in der Umgebung viele gab.

Wir hatten eine Weile stumm vor dem Gebäude verharret, als wieder Leben in meinen Onkel kam und dieser, wie zum Zeichen dafür, daß er das Gespräch nun fortzusetzen gedenke, hustend ein paar bläuliche Rauchwolken absonderte. In diesem Haus, erklärte Albert, habe meine Familie mütterlicherseits nach dem Krieg eine Zeitlang eine Bleibe gefunden. Nach der Vertreibung aus Schlesien und der Zwischenstation im Lager Friedland siebenundvierzig seien sie hier einquartiert worden. Man habe wenigstens ein Dach über dem Kopf gehabt. Albert lachte bitter in sich hinein. Mit „Willkommenskultur“ habe man es damals noch nicht so gehabt. Dabei seien sie doch alle Deutsche gewesen. Von wegen „Volksgemeinschaft“ und dies dumme Zeug. Alles nur Gelabere. Wie den letzten Dreck habe man sie behandelt, damals.

Albert fuchtelte mit der brennenden Zigarre in der Luft herum und wies auf ein kleines Fenster im Obergeschoß: Dort oben hätten sie anfangs noch zu viert gehaust, in einem drei mal sieben Meter großen Zimmer, Mutter Rosa, Ruthla, Lissy und er. Die Küche, also, was man so Küche nennt, habe sich hinten im Schweinestall befunden.

Viel hätten sie nicht aus Schlesien mitgebracht, der Vater, also mein Opa, sei, wie ich ja wohl wisse, in Auschwitz

verreckt und habe sich überhaupt mehr mit seinen Flugblättern und fremden Weibern beschäftigt als mit seiner Familie. So hätten sie also nie viel gehabt, und Mutter Rosa habe immer sehen müssen, wie sie die Bälger durchbringe. Weil sie nichts besaßen, hätten sie es besser gehabt als andere, die in Schlesien Haus und Hof verloren. Denn wer nicht viel habe, könne auch nicht viel verlieren, außer natürlich – die Heimat.

Gut, gut, er wolle nicht klagen, er habe ja hier inzwischen ein neues Zuhause, sei durch die Heirat mit seiner Anemarie am Ende sogar zum Besitzer eines bescheidenen Anwesens geworden. Wer weiß, ob ihm so ein Glück in Schlesien jemals beschieden gewesen wäre. Aber Heimat sei eben Heimat, und Schläsing sei eben Schläsing. Man bleibe halt immer „a Fremder ei der Fremde“. Und dann, einmal sentimental geworden, zitierte er noch einen Vers, den ich schon von meiner Mutter kannte:

„Die Welt is schien, die Welt ist groß...“

Ich fuhr fort:

„Ei dar Heemte wohnt eenzig mei Glicke bloß“.

Mein Onkel mümmelte freudig an seiner Zigarre. „Na siehste“, sagte er und spuckte einen Tabakkrümel auf das Pflaster, „geht doch. So einen Literaturmenschen wie dich, den brauchen wir jetzt“. Er habe mich schon seit langem im Visier gehabt, zumal ich ja auch in den letzten Jahren ein paar kleine Biechla veröffentlicht hätte. Davon habe er nicht viel verstanden, und er habe sie auch nur angelesen. Aber eines sei ihm wohl klar geworden, daß ich schreiben könne, und darum ginge es ja schließlich. Ob ich denn nicht einmal Lust hätte, mich mit meiner Familie – „mütterlicherseits?“ fragte ich, „natürlich mütterlicherseits“, antwortete Albert – literarisch zu beschäf-

tigen? Das würde mir doch sicherlich nicht schwerfallen. Er denke weniger an eine trockene Chronik – die würde er zur Not wohl auch zustande bringen – als vielmehr an eine Erzählung, am besten natürlich...

Albert stockte.

„Ja“?

„Einen Roman.“

„Einen Roman?! Lieber Gevatter, du verkennst den Unterschied. Einen Roman zu schreiben ist etwas ganz anderes als ein Sachbuch. Dein Vertrauen in meine Fähigkeiten in Ehren, aber Schuster bleib' bei deinen Leisten.“

Den Einwand, daß ich keinen Roman zuwege brächte, wolle Albert nicht gelten lassen. Das sei dummes Zeug. Ich sollte erst einmal damit anfangen.

Ein anderer Einwand, über den wir noch gar nicht gesprochen hätten, sei dagegen ernster zu nehmen. Albert hüllte sich eine Weile in Schweigen und gab sich geheimnisvoll. Er meine den finanziellen Aspekt. Daß ein Buch gut verkauft würde, damit könne man heutzutage in der Tat nicht rechnen. Und selbst wenn dies der Fall wäre, so würden die Verlage noch immer am meisten daran verdienen. Existieren könne man davon nicht. Für die meisten Autoren reichten die Tantiemen nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Er wisse das. Doch gebe er zu bedenken, daß ein Roman über eine Familie mit einer so aufregenden Geschichte bei weitem mehr Leser finden könnte als alle meine bisherigen Biechla zusammen. Das, was ich bis dato geschrieben hätte – er habe es, wie gesagt, nur kurz angelesen – sei, nun gut, eher für ein kleines, elitäres, wissenschaftlich interessiertes Publikum bestimmt gewesen, hier aber sei endlich einmal ein Stoff für einen

breiteren Leserkreis. Prallvolles Leben. Das habe doch Perspektive. Das müsse mich doch reizen.

Im übrigen sollte das Ganze für mich auch kein Wagnis ins Ungewisse sein. Er könne ja verstehen, daß ein großes Risiko darin bestünde, monate- oder sogar jahrelang an einem Buch zu arbeiten und Zeit und Mühe für ein Projekt zu opfern, von dem niemand sagen könne, wie es ausgehen werde. Als Landwirt habe er wenigstens immer gewußt, daß er das Getreide, das er im Frühjahr gesät hatte, auch im Herbst ernten werde. Bei Büchern sei das Risiko einfach zu hoch. Das könnten sich nur Idealisten leisten. Und Idealismus sei nicht jedermanns Sache. Seine wenigstens nicht. Meine vermutlich auch nicht. Wir seien ja eine Familie. Aber ich brauchte mir dahingehend keine Sorgen zu machen. Er würde das Projekt finanziell unterstützen, er wolle mein Mäzen sein.

Ich blickte ihn erstaunt an.

„Du“?

Albert fuhr unbeirrt fort.

„Ja natürlich“, sagte er ein wenig gereizt.

Ob ich nicht davon gehört hätte, daß er sich in den letzten Jahren ein wenig zusammengespart habe. So einen kleinen Roman über die Familie mütterlicherseits, das würde er sich etwas kosten lassen. Das sei für ihn keine große Sache. Schließlich gehe es dabei um Schläsing. Und ich könne eine kleine finanzielle Spritze doch sicher ganz gut gebrauchen. Die Einzelheiten könnten wir später noch besprechen. Die letzten Bücher seien nach allem, was er so gehört habe, doch wohl eher Achtungserfolge gewesen.

Ich horchte auf. Daß ich seit einiger Zeit knapp bei Kasse war, stimmte. Auch daß die letzten Bücher in vieler Hinsicht nicht das gebracht hatten, was sich der Verleger davon versprochen hatte, ließ sich nicht bestreiten. Aber woher wußte Albert davon? Vermutlich hatte Ruthla geplaudert. Dabei hatte ich ihr ausdrücklich gesagt, sie dürfe erst dann mit Familienmitgliedern über meine finanzielle Situation sprechen, wenn nichts mehr geheimzuhalten sei. War es jetzt so weit?

Mir wurde klar, daß Albert keine Skrupel hatte, meine momentanen monetären Probleme gnadenlos auszunutzen. Er ging noch weiter.

Ich könne, fuhr er fort, übrigens noch zusätzlich ein paar Bonuspunkte sammeln. Er habe da so eine nette kleine Idee entwickelt, die mir vielleicht helfen würde, meine Motivation zu steigern. Eine Familiengeschichte zu schreiben sei natürlich nicht immer ganz leicht. Dazu gehöre ein langer Atem. Er könne sich da einfühlen. Jeden Morgen vor dem leeren Papier sitzen...

„Bildschirm“, verbesserte ich, „vor dem leeren Bildschirm“.

„Gut, Bildschirm“, sagte Albert; der ganze Stoff müsse ja schließlich eine angemessene Form finden und ansprechend verpackt werden. Er könne nicht darauf warten, daß mich die Musen küßten, dann sei es in jedem Fall zu spät, und er möchte doch auch noch etwas von der ganzen Sache haben. Wie ich wüßte, sei er ja nun einmal Schlesier mit Haut und Haar. Hannover hin, Hannover her, aber Schlesien sei eben doch Schlesien. Was also hielt ich von dem folgenden Vorschlag (Albert mümmelte in sich hinein und blickte noch undurchschaubarer als sonst durch seine getönte Brille):



Wenn er jedes „Schlesien“ in meinem Manuskript zusätzlich mit, sagen wir, fünfzig Euro entlohnen würde? Wenn ich es geschickt und nicht zu aufdringlich anstellte – einen sinnvollen Zusammenhang müsse es natürlich schon geben, überflüssige Spielereien würden selbstverständlich nicht vergütet – käme dabei am Ende ein erkleckliches Sümmchen für mich heraus. So ein hübsches Taschengeld könnte ich doch bestimmt gut gebrauchen. Ich würde ihm hin und wieder, je nach Finanzlage, ein paar Manuskriptseiten zuschicken, und er würde mir umgehend das entsprechende Geld überweisen. Das sei doch ein Angebot.

„Ich bin sprachlos“, antwortete ich.

Alberts Worte hatten mich an meinen beiden empfindlichsten Stellen getroffen: literarischer Ehrgeiz und Finanzen. Sein Vorschlag war zweifellos eine schriftstellerische Herausforderung, und es wäre unwahr gewesen zu behaupten, daß sie mich nicht gereizt hätte, ganz unabhängig davon, ob ich ihr gewachsen war oder nicht. Hinzu kam, daß ich Geld immer gut gebrauchen konnte, heute noch besser als morgen. Zwar Komfort, Autos, Reisen interessierten mich nicht, aber als Möglichkeit, unabhängig zu leben und zu arbeiten, ließ sich, selbst bei geringen Ansprüchen, auf eine gewisse minimale finanzielle Grundausstattung nicht verzichten. Die Zeit der Freiheit, die ich mir in dieser Hinsicht seit einigen Jahren gegönnt hatte, hatte Geld gekostet, Geld, an das die Bank mich in immer dringlicher formulierten Schreiben erinnerte. Eigentlich mußte mir Alberts Vorschlag willkommen sein.

Das Problem war nur, daß meine Pläne zur Zeit ganz anders aussahen und daß ich schon seit einigen Monaten an dem nächsten Buchprojekt arbeitete. Es sollte wieder ein Sachbuch sein und wieder um mein historisches Lieb-

lingsthema, die Welt der antiken Mysterien, gehen. Diesmal allerdings aus einer ganz neuen Perspektive. Eine Fülle von Beobachtungen, die ich in der letzten Zeit gemacht hatte, wartete darauf, endlich schriftlich fixiert zu werden. Die Literatur war schon gesichtet, Aufbau und Inhalt standen im großen und ganzen fest, zwei Kapitel waren bereits geschrieben. Und nun das.

Eine Weile war ich wie benommen. Albert war klug genug, nicht weiter auf mich einzureden. Wir kehrten also um, trotteten eine Weile schweigend nebeneinander her und ließen uns von den langen Schatten begleiten, die sich an unsere Fersen geheftet hatten und von der müden Herbstsonne auf den Asphalt der Dorfstraße geworfen wurden.

Um wieder zum Hof zu gelangen, nahmen wir den Weg durch den Obstgarten. Er enthielt überwiegend alten Baumbestand mit Zwetschgen-, Äpfel-, Birnen-, Pfirsich- und Mirabellenbäumen. Wer ihn betreten wollte, mußte ein aus den Angeln gefallenes und lose an einen Eisenrahmen gelehntes, mit Maschendraht bespanntes Tor vorsichtig anheben und zur Seite stellen.

Etwas abseits vom Garten, von der Dorfstraße aus unsichtbar, befand sich ein Beet, das wegen seines gepflegten, unkrautfreien Zustands ein wenig aus dem Rahmen fiel. Auf sandigerem Boden wiegten sich ein paar abgeblühte Pflanzenstengel mit ihren kugeligen Kapseln leicht im Herbstwind. „Moh“, sagte Albert im Vorbeigehen (er sagte tatsächlich „Moh“ statt „Mohn“) und fügte noch, mehr entschuldigend als erklärend, hinzu: „Zur Erinnerung an dar Heemte“.

Auf dem Weg zum Hof begrüßte uns ein Schild, das ich im Auto aus übersehen hatte. Die verblichene Aufschrift

hatte sich im Laufe der Zeit in ein Silbenrätsel verwandelt und warnte vor einem, wie ich mich erinnerte, sehr harmlosen, inzwischen verstorbenen Hund:

„Vorsicht bis gegen Hund“.

Der morbide Charme des heruntergekommenen Gebäudes fing an, mich zu amüsieren.

Wir überquerten den Hof und schritten ins Haus. Während Albert sich kurz entschuldigte und dann im Dunkel des zur Toilette führenden Ganges verschwand, tastete ich mich zur Tür der Wohnküche vor. Ich hatte das Innere des Hauses noch aus meiner Kindheit in Erinnerung. Schon immer hatte es auf mich einen düsteren, etwas unbehaglichen Eindruck gemacht, aber die warmherzige Annemarie und meine beiden Basen mit ihrem Gegacker und Gekicher brachten immer Leben ins Haus, so daß die bisweilen aufsteigenden Beklemmungen rasch wieder vergessen waren. Jetzt, wo Albert das Haus allein bewohnte, war nur noch das alte Unbehagen zurückgeblieben. Überall im Haus weste feuchter Modergeruch. Selbst in der Küche, an deren Inventar sich auch nach Jahrzehnten kaum etwas geändert hatte. Immer noch der alte Kohlenherd, der Kohleneimer, der Tisch mit der grüncarierten Wachstuchdecke, der wurmstichige, speckige Spind und daneben das Aufgußbecken mit der abgestoßenen, vergilbten Emaille.

Ruthla stand ratlos am Herd. In ihrer Rechten hielt sie eine Porzellankanne mit frisch gebrühtem Filterkaffee. Ihr Gesichtsausdruck verriet Betroffenheit, ja Verzweiflung. Einen Augenblick blickten wir uns schweigend an. Dann entlud sich die Spannung, und – ohne miteinander gesprochen zu haben – lachten wir gemeinsam über dasselbe. Sie flüsterte mir zu, daß es so nicht weitergehen kön-

ne, daß das Haus immer mehr verwahrlose und daß es in einigen Zimmern schon wie in einer Tropfsteinhöhle aussehe. Ob ich die Eimer bemerkt habe, die von Albert an einigen Stellen aufgestellt worden seien, um das durch die Decke tropfende Regenwasser aufzufangen. Dann machte sie mich auf ein Matratzenlager aufmerksam, das Albert gleich neben dem Ofen in der Küche aufgeschlagen hatte. Hier würde er in den kalten Wintermonaten übernachten, um Kosten für die Heizung zu sparen. Bestürzt wies sie auf einige Efeuranken, die sich durch einen Spalt im Fenster an der Küchentapete emporgetastet hatten.

Sie wollte mich eben noch auf andere Mißstände hinweisen, als Albert erschien, in die Hände klatschte und mit den Worten: „Dann wollen wir mal in die gute Stube“, durch einen zweiten Flur voranschritt und die Tür zu einem tristen grauen Zimmer öffnete. Der Ausdruck „gute Stube“ wollte auch bei großzügiger Auslegung nicht recht passen. Eine in die Jahre gekommene, mächtige Eichenschrankwand beherrschte respektheischend den Raum. Um einen niedrigen Holztisch mit einem vergilbten Häkeldeckchen gruppierte sich eine wuchtige, beigefarbene Polstersesselgarnitur. Das übrige Inventar, ein schmuddeliger Perserteppich mit ehemals bordeauxroter Grundierung, die mehrarmige Deckenlampe, die Tischlampe mit dem schweren Messingständer und dem geblütem Schirm, der Pfeifenständer aus Teakholz, der Kristallaschenbecher und der Blauglasschwan in der Vitrine, stammten noch aus den sechziger Jahren. So auch das rustikale Eichenregal mit ein paar Zinntellern und einer großen Zinnkanne, die müde das bleigraue Licht des Zimmers reflektierte.

Auf der Wand über dem Sofa hing eine Bildergalerie mit Stichen und verblichenen Fotografien aus der schlesischen Heimat. Ein koloriertes Foto der Geburtsstadt Frankenstein mit schiefem Turm, das Rathaus, das alte Ehrenmal, ein Blick auf die Silberberger Vorstadt, dann Bilder von Wartha, Schloß Camenz und schließlich Reichenstein, die Heimat meiner Urgroßeltern Berthold und Ludmilla. Irgendwo stand noch eine große Fernsehtruhe. Das Gerät aus der Frühphase des Farbfernsehens, vor dem Albert jeden Abend in einem verwaschenen apfelsinenfarbenen Clubsessel Platz nahm, hatte sich über die Jahre wacker gehalten.

Aber Ruth hatte ihr Bestes getan. Die Kaffeetafel war einladend gedeckt, und es schien mir, nach alledem, was ich bisher gesehen hatte, das Beste zu sein, wenn ich meine Aufmerksamkeit darauf konzentrierte. Der Tisch, an dem wir Platz nahmen, stand ein wenig abseits am Fenster. Das durch die Scheiben fallende Licht ließ die Tischdecke, die Ruth mitgebracht hatte, blütenweiß erstrahlen. Die herbstlichen Sonnenstrahlen beschienen ein goldgerandetes, aus Kuchenteller, Untertassen und Tassen bestehendes Service, auf dessen Teller zum cremefarbenen Porzellan passende gefächerte Servietten lagen. In der Mitte, zwischen der Kaffeekanne und der Vase mit meinem aus Astern, Dahlien und Hortensien arrangierten Herbstblumenstrauß, lag auf einem schlichten, ebenfalls goldgerandeten Teller der frisch angeschnittene Mohnstrudel, „Mohnstriezel“ oder „Mohnstriezla“, wie alle in der Familie – mütterlicherseits – dazu sagten.

Ich hatte mir bis zu diesem Tag nie viel daraus gemacht. Ich wußte wohl um die Bedeutung, die man dem Gebäck in der Familie, zumindest im schlesischen Zweig, beilegte und daß bei festlichen Anlässen wie Geburtstagen, Tau-

fen, Kommunion- oder Konfirmationsfeiern ein selbstgebackener Mohnstrudel nie fehlen durfte. Aber ich verstand nicht, warum meine Mutter und ihre Verwandten soviel Aufhebens darum machten. Ruth und ihre Schwestern verbrachten manchmal ganze Sonntagnachmittage damit, sich über Rezeptur und Zubereitung auszutauschen, schoben sich Zettel zu, gaben sich kichernd, hinter vorgehaltener Hand geheime Tips und schnalzten dabei mit der Zunge. Die Hauptsache, so sagten sie, sei die Mohnmasse, auf die komme alles an. Und dann stritten sie darüber, wie der Mohn beschaffen sein müsse und woher man ihn beziehe, wenn man ihn nicht im eigenen Garten habe – was freilich am besten sei. Ich verstand die Augenverdreherei nicht, wenn sie sich das vierte oder fünfte Stickle mit der Gabel auf ihren Kuchenteller schoben; ich verstand auch nicht, warum sich alle, beschwingt lächelnd und einander umarmend, verabschiedeten, warum sie sich ständig versicherten, wie ausgezeichnet das Striezla diesmal gelungen sei und wie köstlich es gemundet habe und daß sie sich in ein paar Wochen unbedingt wieder zu einem neuen Striezla treffen müßten.

In meiner Arglosigkeit verstand ich nichts. Für mich war Mohnstrudel ein Kuchen wie jeder andere. Das hat sich erst sehr spät und, wie ich meine, eigentlich fast schon ein wenig zu spät, nämlich seit jenem ominösen Herbstnachmittag, an dem ich mit Ruth und Albert zusammensaß, geändert – wobei ich mit dem Pragmatismus, der dem schlesischen Teil meiner Familie immer zu eigen gewesen ist, hinzufügen möchte: besser spät als gar nicht. Erst seit diesem Nachmittag wurden meine Augen für ein paar bemerkenswerte und mir bis dahin unbekanntes Zusammenhänge geöffnet.

Der Leser, der bis hierhin aufmerksam gefolgt ist, wird ahnen, wovon ich spreche und mir verzeihen, wenn ich an dieser Stelle nicht ausführlicher werden kann. Gut gehütete und über Jahrzehnte gewahrte Familiengeheimnisse gibt man nicht einfach mir nichts, dir nichts preis. Das, worum es geht, ist ja auch im wesentlichen klar. Wer Ohren hat zu hören, hat wahrscheinlich schon längst verstanden. Wer nicht, mag selbst mit ein paar Mohnrezepten herumexperimentieren und probieren, bis er das ihm Bekömmliche gefunden hat oder bis ihm die Augen aufgegangen sind - so wie zum Beispiel jenen Jüngern, die mit ihrem Wegbegleiter in Emmaus einkehrten und deren Augen so lange gehalten waren, bis sie ihn bei einem schlichten Abendbrot als ihren Herrn und Heiland erkannten (man entschuldige den etwas weit hergeholtten, biblisch-barocken Vergleich).

Was ich mit alledem sagen will, ist einfach nur dies, daß ich heute über Mohnstriezla anders denke als früher. Aber natürlich hat jeder Mensch ein Recht darauf, seine Meinung und seinen Geschmack im Laufe des Lebens zu ändern, Dinge anders zu sehen, zu fühlen, zu schmecken und zu bewerten, auch und gerade wenn es um scheinbar so Banales geht wie - Kuchen.

Albert hatte seine Serviette auseinandergefaltet und auf den Schoß gelegt. Und während er andächtig ein Stück Striezla auf seinen Teller balancierte, es ein wenig mit der Kuchengabel zerbröselte und dabei nach der Vanillesoße spähte, lobte er Ruthla für die ansprechend gestaltete Kaffeetafel. Ihm waren die stummen Blicke, die wir bei der Betrachtung des Wohnzimmers miteinander ausgetauscht hatten, natürlich nicht entgangen, er kannte deren Bedeutung und suchte nach einer Erklärung. Wir sollten, so sagte er, an dem Zustand seines Hauses keinen Anstoß

nehmen. Er wisse wohl, daß es in den letzten Jahren ziemlich heruntergekommen sei und daß die Wohnung bereits ein wenig zigeunerhaft anmute, fast als ob alle, die seine Annemarie selig damals vor der Heirat mit dem „Wasserpolacken“ aus Schlesien gewarnt hatten, nachträglich doch noch Recht behalten sollten.

Albert schlug wieder seine bittere Lache an.

Er sei aber jetzt in dem Alter, wo man jeden Tag damit rechnen müsse, die Zelte abzurechen und sich nur noch wie auf der Durchreise fühle. Das Interesse an Haus und Hof und Garten habe er schon lange verloren. Ohnehin würden irgendwelche Einzelmaßnahmen jetzt auch gar nicht mehr lohnen, dafür sei es zu spät. Er freue sich aber über jeden Winter, den er in diesem Haus unbeschadet überstanden habe. Bei seinen Töchtern wolle er nicht einziehen, sie hätten nur zusätzliche Arbeit mit ihm, und die könne und wolle er ihnen nicht aufhalsen – abgesehen davon, müßte er dann wohl oder übel an sein Erspartes. Das wolle er aber noch schonen. Wofür? Zum Beispiel – Albert schob sich schmunzelnd ein Stück Striezla in seinen Mund – für das interessante Buchprojekt, das er mir beim Spaziergang vorgeschlagen habe.

Ruth schien bereits eingeweiht. Jedenfalls nickte sie ihrem Bruder fortwährend zu und wollte gerade das Wort ergreifen, als ich ihr zuvorkam:

„Gut, daß du noch einmal darauf zu sprechen kommst, Gevatter“, erwiderte ich, „ich denke nämlich, daß ich nicht der Richtige dafür bin. Und dies vor allem aus den folgenden Gründen: Ich bin nie in Schlesien gewesen, habe eure Heimat nie mit eigenen Augen gesehen, kenne weder Landschaft noch Fauna und Flora, bin erst nach dem Krieg geboren – ich will es kurz machen: Selbst



wenn ich es wollte, ich könnte es gar nicht. Ich würde schreiben wie ein Blinder von der Farbe. Es tut mir leid, du mußt dir einen andern suchen“.

„Wenn es nur das ist“, lachte Albert und mümmelte an seinem Striezel, „ich dachte schon, du seiest krank oder hättest sonstwas. Natürlich kann ich dir auch eine Reise nach Polen spendieren, Bus oder Bahn? Alles kein Problem. Bedingung ist allerdings, daß du mir vorher einen Einblick in das Manuskript gestattest und“ – Albert blickte mich wieder undurchschaubar durch seine getönte Brille an – „ein paar Seiten deines Buches vorgelegt hast“.

Zudem wüßte ich ja auch, daß längere Telefonate heute kein Problem mehr seien, jedenfalls kein Kostenproblem. Es gebe ja neuerdings die „flatte Ratte“. Ich könne ihn jederzeit gern anrufen und mir fehlende Informationen von ihm erfragen oder aber natürlich von Ruthla.

Meine Mutter nickte.

Außerdem – Albert nahm wieder den an diesem Tage schon häufiger aufgesetzten feierlichen Gesichtsausdruck an –, Heimat erkenne man ohnehin nur mit dem inneren Auge. Selbst wenn ich jetzt in Frankenstein wäre, würde ich natürlich nicht sehen, was sie, also meine Mutter und er, damals gesehen oder empfunden hätten. So sei das eben mit Heimat und Herkunft. Das Beste wäre, ich würde mich einfach ihnen anvertrauen und mich auf das verlassen, was sie mir erzählten. Einer seiner Lieblingschriftsteller...

„Karl May?“ unterbrach ich, da ich Alberts literarischen Geschmack kannte.

„Ja richtig“, erwiderte Albert überrascht, „woher weißt du?“ Karl May also habe übrigens auch nur über Länder

geschrieben, die er bis dato noch gar nicht zu Gesicht gekriegt und erst später bereist habe, trotzdem sei er einer der größten Schriftsteller seiner Epoche geworden.

„Darüber kann man auch anderer Meinung sein“, entgegnete ich.

„Man kann über alles verschiedener Meinung sein“, lachte Albert, dessen Stimmung sich von Striezla zu Striezla merklich aufgehellt hatte, „nur über Ruthlas Mohnstriezel nicht“.

Und indem er sich die Spuren der Vanillesauce mit der Serviette aus seinem schmalen Oberlippenbärtchen tupfte, rief er, als habe er sich gerade in ein neues Wort verliebt:

„Fabelhaft. Einfach fabelhaft!“

Ruth war sichtlich geschmeichelt und blickte besorgt auf meinen leeren Teller:

„Nehm doch auch noch a Stickla“.

„Nimm“, dachte ich, erinnerte mich aber rechtzeitig daran, daß man ältere Menschen nicht verbessern soll und schob, ein wenig abwesend, das nächste Striezla-Stückchen erst auf meinen Teller, dann zwischen meine Zähne und dachte dabei unwillkürlich: Nicht übel, gar nicht so übel, dieses Zeug.

Mit Ruthla war das so eine Sache. In meinem Bericht ist sie bisher kaum in Erscheinung getreten, und wenn, dann nur als blasses Schemen oder geduldige Zuhörerin. Eigentlich paßt dieses Bild aber gar nicht zu ihr. Leser, die Ruth persönlich kennen, könnten einwenden: Das soll Ruthla sein? Das ist nicht Ruthla. Wir haben sie ganz anders erlebt. Und dieser Einwand ist nicht aus der Luft

gegriffen. Auch ich frage mich inzwischen, ob mir meine bisherige Darstellung gelungen ist, ob ich mich nicht zu sehr auf Albert konzentriert habe, dabei womöglich des Guten zuviel tat und Ruth zu kurz kommen ließ.

Denn natürlich war Ruth viel dominanter. Noch nicht als Kind, wenn das, was sie mir über sich erzählte, richtig ist, woran ich nicht im geringsten zweifle, wohl aber als junge Frau und erst recht als reife Matrone und junge Greisin. Wenn sie den Mund öffnete und mit Erzählen begann, konnte nichts ihren Redefluß aufhalten, und man mußte schon ein wenig unhöflich werden, wenn man selbst zu Wort kommen und auch ein paar Sätze loswerden wollte. Ein kleines Zögern, ein kurzes Innehalten, eine beiläufige Bemerkung, ein angedeutetes Stichwort genügten, dann war es wieder geschehen. Wie eine Münze in eine Musikbox fällt und dort einen Mechanismus in Gang setzte, der unablässig Geschichten produziert, ging es von Geschichte zu Geschichte. Manchmal habe ich mich gefragt, wann Ruth die Zeit gefunden hatte, das, worüber sie sprach, auch zu erleben. Aber so war das mit Ruthla.

Inzwischen hatte Albert ihr, offenbar nicht ohne List, ein paar Stichworte geliefert. Das ging nach dem Schema: Weißt du noch? Also: „Weißt du noch damals, die Sache mit Opa Berthold und der blauen Kreide? Weißt du noch, wie Vatel mit dem Schwein ging und mit dem Loewe Opta kam? Weißt du noch, Kulbafongse? Weißt du noch, wie der Krieg begann und Herbert fiel? Wie die Russen kamen und die Polen blieben? Wie Hedwig und Paterrekter – oder Margot und Bruder Bertram in den Stangenbohnen? Und wie das mit den Breslauern war, die meinten was Besseres zu sein, damals im Viehwaggon? Stimmt das eigentlich, was man von Ludmilla erzählt?

Passierte es in den Krotzbeeren oder in den Pilzen? Wie tief ist sie gefallen, und wo hat man sie begraben? Warum lag Berthold tagelang in seinem Bett, und warum ist Heinrich, der verbüttliche kleene Uchse, beim Paschen gestazt?“

Eine Weile warfen sich Bruder und Schwester die Begriffe wie Pingpong-Bälle zu, dann hakte Ruthla ein und wurde ausführlicher. Und schließlich waren sie wieder alle da, die alten, schon so oft und immer wieder gehörten Geschichten, dieselben Kulissen, die längst bekannten Darsteller, die Reichensteiner Berge und die blaue Eule, das Schlackental und Bertholds „Haisla“, die Siedlung am Annaberg, die Silberberger Vorstadt, der schiefe Turm von Frankenstein, das Missionshaus der Pallottiner, die alte Burgruine, der Bahnhof, der Pausebach, die Zuckerrübenfelder und der Mohn; Rosa, ein Kaffeejunkie auf Entzug, Zichorie und Lupinen, Führergeburtstag in Frankenstein, Vatels Flugblätter und Vatels Weiber, die Lange Liebe, Rosas Schmuggelbrüder, Margot und der starke Siegfried, die fromme Hedwig, „gelobt sei Jesus Christus“, und Paterrekter, „in Ewigkeit Amen“, Margot, das Luder, oder war sie wirklich böse? – und dann die Sache mit Auschwitz, das war übel.

Schließlich bedurfte es keines Anstoßes mehr. Ruthla hatte den Faden gefunden. Alles andere ging von selbst. Sie erzählte und erzählte. Und während sie erzählte, genossen wir den Kaffee, der inzwischen schon ein wenig nach Zichorie und Lupinen zu schmecken begann, und schoben uns ein Striezla-Stückchen nach dem andern in den Mund, nicht ohne zuvor einen Schuß warmer Vanillesauce auf die mit Aprikosenmarmelade bestrichene goldbraune Kruste gegossen zu haben.

Eigentlich kannte ich ja alle Geschichten. Heute wunderte ich mich nur darüber, daß sie mich trotzdem interessierten. Woran lag das? Von weitem warf ich einen Blick auf das Eichenregal mit dem Zinngeschirr. Der Reflex auf der Zinnkanne winkte herüber, und ich grüßte freundlich zurück. Dann wandte ich mich wieder Ruthla zu und überließ mich willig ihrem Redefluß. Doch plötzlich erschrak ich. Was war denn das? Ich hatte eben eine Zinnkanne begrüßt? Seit wann grüßte ich Zinnkannen? Was war mit mir?

„Sagt mal, habt ihr irgend etwas in den Kuchen getan? Mir ist so anders.“

Die beiden zwinkerten sich zu, und meine Mutter kicherte.

„Ganz normales Mohnstriezla“, sagte sie nur, „ist gut geworden diesmal, nicht wahr?“

„Fa-abelhaft“, rief Albert, indem er seinen Stuhl etwas vom Tisch rückte, weil „das Wampla strutzte“, wie er sich ausdrückte. Um es sich etwas bequemer zu machen, lockerte er unauffällig seinen Hosengurt.

„Nehm doch noch a Stickla!“

Wieder zuckte ich zusammen, dachte „nimm, Mutter, nimm“, aber erinnerte mich erneut daran, daß man ältere Menschen nicht verbessern soll.

Jetzt leuchtete mir alles ein, jetzt wurde alles ganz klar und gleichzeitig so leicht. Daß sich mit zunehmender Klarheit immer mehr Fragen stellten, war auch so ein Paradox dieses an Paradoxen reichen Oktobernachmittags. Jetzt wollte ich es genau wissen, zum Beispiel die Sache mit Margot im Beichtstuhl, nicht nur so wischiwaschi, sondern der Reihe nach und ganz präzise; was da

gesprachen wurde zwischen ihr und Bruder Weiland; was in den Stangenbohnen geschah, und wie das mit Paterrekter war. Wie kam Lena unter den Triebwagen? Und was passierte mit Herta in Reichenstein? Alles der Reihe nach. Und bitte nicht die Flucht im Viehwaggon vergessen, und zwar in allen Details.

Ruthla war nicht im entferntesten gekränkt. Ganz im Gegenteil, sie war hocheifrig, noch weiter ausholen, noch mehr erzählen zu dürfen und hatte auf alle Fragen eine Antwort. Jetzt öffneten sich alle Schleusen, jetzt brachen alle Dämme, und wirklich: Albert und ich versanken bei Kaffee und Striezla wie besinnungslos in ihrem Redefluß. Oder wurden wir unter einem Steinschlag aus Wörtern und Sätzen begraben?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß ich nach einer Weile wieder den Blick auf das Zinnregal wagte. Das Licht auf der Kanne grüßte immer noch, nur daß jetzt neben dem Eichenregal außerdem, wenngleich zugegebenermaßen etwas schemenhaft, meine beiden Urgroßeltern standen, was mich aber gar nicht wunderte. Gewundert hätte mich an diesem wunderlichen Nachmittag nur, wenn sie nicht dagestanden hätten. Zur Rechten Berthold, Schläfer und Beischläfer in Personalunion, in grüner Schafferkluft mit gewichsten Reiterstiefeln, zur Linken seine Ludmilla, die so früh Vollendete, die von da kam, wo die Berge tschechisch wurden, Ludmilla, die Schöne, die Heilige, die Luftzeugin mit dem Schleier und den großen weißen Fleischbrüsten, die ihr zum Verhängnis wurden. Beide grüßten mich von weitem, Ludmilla auf ihre Weise, das heißt tschechisch eben, aber ich wagte nicht zurückzugrüßen, stattdessen schmunzelte ich nur in mich hinein. Auf der

Zinnkanne zwitscherte ein polnischer Zeisig eine Weise, die man damals überall in Böhmen sang.

Albert, der mich die ganze Zeit aufmerksam, aber undurchschaubar hinter seiner getönten Brille fixiert hatte, mümmelte jetzt freudig erregt und rief:

„Dann ist es wohl an der Zeit, den Vertrag zu unterzeichnen. Kommt und sehet“, sagte er, „denn es ist alles bereit“.

Er nestelte noch eine Weile in einer der Schubladen der Eichenschrankwand herum, dann zog er den unterschriftsreifen Vertrag aus der Schublade heraus und rief schließlich:

„*Voilà*, der Buchvertrag!“

Und er, der niemals Lateinunterricht gehabt hatte und kein Wort lateinisch konnte, fügte noch hinzu: „*Do ut des*“.<sup>1</sup>

Aber so vieles war unwirklich an diesem Nachmittag. Unwirklich war auch, daß Albert sich in der Zwischenzeit einen Bleistift hinter das Ohr geklemmt hatte und eine Schürze trug, ganz so wie damals in den Jahren, als er als Lehrling bei Kaufmann Noack am Ring hinter dem Tresen stand. Und auch Ruth hatte sich inzwischen sehr verändert. Das angeklebte dünne Grauhaar war einer Jungmädchenfrisur aus den dreißiger Jahren gewichen; aus Alberts guter Stube war ein Klassenraum und aus dem Kaffeetisch eine Schulbank geworden. Ja Ruthla gertenschlank auf einer Schulbank.

---

<sup>1</sup> Ich gebe, damit du gibst.

Ich bemerkte die Veränderungen wohl, schwieg aber mit Bedacht, denn irgendwie hatte ich das Gefühl, auf ein gut gehütetes Familiengeheimnis gestoßen zu sein – und über Geheimnisse spricht man nicht.

„Gib mir den Stift, Gevatter“, rief ich und griff mit weit ausgestrecktem Arm in seine Richtung, „ich unterschreibe“.

Albert griff seinerseits hinter sein Ohr und überreichte mir einen Füllfederhalter. Auch das war natürlich merkwürdig, doch statt mich zu wundern, lächelte ich wieder nur in mich hinein und fand, das alles gut sei, an diesem Nachmittag.

„Willst du denn gar nicht lesen, was darin steht?“, fragte Albert.

„Nicht nötig“, sagte ich, „ich vertraue euch“.

„Fa-belhaft“, rief Albert.

„Eß doch noch a Stickla“, sagte Ruth, als ich mich wieder gesetzt hatte.

Obwohl ihre Worte nur ganz schwach und wie aus weiter Ferne zu mir herüberhallten, dachte ich noch: „Iß, Mutter, iß“ – aber dann erinnerte ich mich daran, daß man ältere Menschen nicht verbessern soll.



# Erstes Buch

## Krieg erklären

„Piezla!“

„Läusla!“

„Herzepinkerla!“

„Säckerla!“

„Kaffeekannla!“

Wer kennt schon die Mütter? Wer weiß, was sie sich dachten, als sie Piezla, Läusla, Herzepinkerla, Säckerla und Kaffeekannla an diesem lauen Vorstadtsommerabend aus geöffneten Fenstern vom Spiel nach Hause riefen? Was denken sich Mütter, die ihre Kinder Piezla, Läusla, Säckerla, Herzepinkerla und Kaffeekannla rufen, obwohl diese doch eigentlich Helmut, Hannelore, Ingrid, Gerd und Lothar heißen?

Vielleicht denken sie, daß ihre Mütter ihre Kinder auch so genannt haben und natürlich deren Mütter ihre Kinder. Niemand hat verlangt, daß sie das taten. Niemand hat davon abgeraten. Aber so war das damals in Schlesien: Man war erfinderisch im Sprechen und sparte nicht mit Worten.

Vielleicht dachten die Mütter an diesem lauen Vorstadtsommerabend aber auch an die Väter. Vielleicht erinnerten sie sich träumerisch daran, wie Piezla-Zelle und Piezla-Ei beschlossen, fortan unter einem Dach zu leben und ein gemeinsames Piezla-Dasein zu führen. Vielleicht freuten sich die Mütter darauf, bald noch mehr kleine Piezla, Läusla, Herzepinkerla, Säckerla und Kaffeekannla durch

geöffnete Fenster vom Spiel nach Hause rufen zu können. Wer weiß? Wer weiß denn wirklich, was Mütter denken, die ihre Kinder, die eigentlich Helmut, Hannelore, Ingrid, Gerd und Lothar heißen, Piezla, Läusla, Herzepinkerla, Säckerla und Kaffeekannla nennen?

Aber warum war das wichtig? Und warum sollten nicht auch Mütter ihre Geheimnisse haben? Wichtig war nur, daß Helmut auf Piezla hörte und Hannelore auf Läusla, daß Ingrid und Gerd genau wußten, wer von ihnen Säckerla und wer Herzepinkerla war und daß Lothar sich willig Kaffeekannla rufen ließ. Daß sie also alle wußten, wer sie waren und nach der kleinen Kinderfrist von, sagen wir, fünf bis zehn Minuten, eben die Zeit, die Kinder brauchen, wenn sie die Bedeutung des Wörtchens „selber“ begriffen haben, ihr Spiel beendeten und nach Hause trotteten.

Unter den Kindern war auch eines, ein kleines, das kam, obwohl es von niemandem gerufen wurde. Es hieß auch nicht Läusla oder Mäusla, nicht Lammla, Betschla, Strünkla, Schneckla, Lumpsla oder Kitschla, sondern einfach nur Ruthla. Das heißt, genau genommen hieß es Ruth, aber da die Schlesier bekanntermaßen die Angewohnheit hatten, alles auf ein schlesisches Kammerton-A zu stimmen, sagten alle Ruthla.

Ruthla war es gewohnt, daß man sie übersah oder vergaß. Sie hatte sich damit abgefunden, und inzwischen war es ihr auch ganz recht so.

Wahr ist, daß man Ruthla wirklich sehr leicht übersehen konnte, denn sie war viel zu klein, viel zu schmal und irgendwie zu dunkel. So wie die dunkle Dämmerecke unter der hochbeinigen kokosbraunen Chaiselongue, unter der Ruthla, die ein sehr ängstliches Kind war, mit

Vorliebe ihre Zeit verbrachte. Außerdem hatte sie noch die Begabung, sich immer gerade dort aufzuhalten, wo die meisten von uns, wegen einer naturbedingten Leerstelle auf der Netzhaut, nichts sehen. Kurz, wenn Ruthla überhaupt bemerkt wurde, was, wie gesagt, sehr selten vorkam, erschrakten alle.

„Huch, du bist's nur, Madla“, sagte man, wenn man es gut mit ihr meinte, „Jesses, du hast mich aber erschreckt“. Und dann streichelte man ihr wohlwollend über das glatte schwarze Haar. Wer es weniger gut meinte, sagte ebenfalls „huch“, fügte aber noch drohend etwas hinzu, in der Art wie: „Das darfst du nicht noch mal machen“, oder: „Daß du das nicht noch einmal machst, sonst...“ Wenn man es schlecht mit ihr meinte, sagte man nicht „sonst“, sondern einfach nur „huch“ und gab ihr einen Huscher, was aber sehr selten vorkam, da die meisten es gut mit ihr meinten.

Als Ruth noch kleiner war und ihre Mutter, ihr Vater, ihre Oma und ihr Opa immer „huch“ riefen, glaubte sie, das „Huch“ müsse wohl irgendwie zum Namen dazugehören und so eine Art Vorstellung sein, wie: „Guten Tag, gestatten, mein Name ist Huch“. Deswegen sagte sie auch nicht einfach wie andere Kinder: Mama, Papa, Oma und Opa, sondern fügte jedesmal ein Hu hinzu, also: Mama-Hu, Papa-Hu, Oma-Hu und Opa-Hu.

Da Ruth von wenigen bemerkt wurde, bemerkte sie vieles, was andere nicht bemerkten. Sie bemerkte zum Beispiel, daß ihre Schwester Margot oft mit schlankem Arm nach dem Portemonnaie in der Schublade des Küchenschranks griff, wenn Mutter Rosa oder Vater Ernst gerade nicht im Zimmer waren. Oder wie Margot heimlich in Büchern las, die Ernst vor den Kindern und sogar vor Rosa verborgen hielt. Sie sah, wie Schwester Lissy unter

ihre Klassenarbeiten Vaters oder Mutters Unterschrift setzte. Sie beobachtete, daß die beiden Onkels mit ihren Motorrädern aus Reichenstein kamen und ihrer Schwester Rosa heimlich Pakete überreichten, die nach Kaffee dufteten. Sie wußte, daß Vater Ernst-August und seine Freunde, die er „Genossen“ nannte, im Keller von Schmidtgärtner verbotene Schriften druckten. Und sie sah auch, wie er sich manchmal in der Stadt mit jungen Frauen traf. Niemand konnte sagen, wie es Ruthla gelang, immer unbemerkt zu bleiben. Das war ihr Geheimnis. Sie war so unscheinbar, daß sie schon fast unsichtbar war.

Manchmal litt sie unter ihrer Unscheinbarkeit, und es gab Momente, in denen sie sich am liebsten auf den Küchentisch gestellt, mit dem Finger auf sich gezeigt und gerufen hätte: „Seht her, seht mich alle an, ich bin auch noch da, ich, ich, ich – Ruth“.

Doch die Unscheinbarkeit brachte ihr auch viele Vorteile. Denn Unscheinbarkeit und Nichtbeachtung schenkten Wissen, und Wissen schenkte, wenn auch auf einem Umweg, die Aufmerksamkeit, die Ruthla sonst vermißte. Ruthla lernte früh, daß Wissen Macht bedeutete, und dies vor allem deshalb, weil es Macht über die Gewissen gab.

Obwohl sie selten etwas ausplauderte, hatten die meisten, wenn sie sie sahen – vorausgesetzt, daß sie sie überhaupt sahen – ein schlechtes Gewissen. Viele glaubten, sie könne wieder einmal etwas mitbekommen haben, von dem sie nicht wollten, daß andere es erfuhren. Deswegen steckten ihr die Erwachsenen im Vorbeigehen beiläufig ein paar Zitronen- oder Himbeerbonbons oder ein paar Schokoladenplätzchen zu, strichen über ihr glattes schwarzes Haar, zwinkerten ihr zu und sagten dann Sätze wie: „Na, Madla, wie geht's uns denn, wir verstehen uns doch?“ oder etwas Ähnliches. Auch von Lissy hatte

Ruthla erst vor kurzem ein Buch mit Märchen über Kräuterhexen bekommen, das einmal Albert gehört hatte. Und Margot hatte ihr eine Kette geschenkt, die sie ihr nach einer Woche aber wieder wegnahm.

Ruthla hätte wohl auch ohne so ein kleines süßes Schutzgeld nichts ausgeplaudert. In vielen Fällen wußte sie noch nicht einmal, weswegen man ihr die Bonbons oder Schokoladenplätzchen zugesteckt hatte. Sie war aber schon klug genug zu begreifen, daß es ihr mehr Vorteile brachte, wenn sie die anderen im unklaren darüber ließ, was sie wußte und was nicht.

Zu den bedeutendsten Vorteilen ihrer Unscheinbarkeit gehörte es, daß Ruthla auch in der Schule, die sie seit Frühjahr besuchte, regelmäßig von den Lehrern übersehen wurde. Nicht nur, daß ihr Klassenlehrer, Herr Karger, sie seltener als die anderen drannahm. Als sie vor einer Woche während des Unterrichts ihrer Banknachbarin Helga erzählte, ihr Vatel habe den Herrn Karger wegen seiner Parteiuniform einen „Goldfasan“ genannt, und beide darüber lachen mußten, weil sie sich vorstellten, wie dem Karger Goldfasanfedern aus der Hose wuchsen, hatte er sich plötzlich vor ihrer Schulbank postiert und mit seiner behaarten Männerhand zugelangt. Obwohl er Ruthla gemeint hatte, hatte er Helga getroffen. Durch den Schlag auf die rechte Wange verlor Helga ihren Ohrring und blutete so sehr, daß sie im Büro von Frau Wohlfahrt verarztet werden mußte. Kurze Zeit später, nachdem Helga nach Hause gebracht worden war, waren die Eltern von Helga gekommen, und Herr Karger hatte großen Ärger gekriegt.

Wer keine Aufmerksamkeit erregt, bekommt auch keine Prügel. Anders als Albert und Margot blieb Ruthla von Schlägen ganz verschont.

Ruthla war nicht nur schmal und unauffällig, sondern auch ziemlich klein. Herr Karger hatte gemeint, das Madla sei zwar „a bissel zuricke“ und eigentlich noch gar nicht so richtig schulreif, aber man könne es ja mal versuchen.

Weil sie die Kleinste war, hatte Ruthla auch das Spiel mit Piezla, Läusla, Herzepinkerla, Säckerla und Kaffeekannla verloren. Sie hatten „Ich erkläre den Krieg“ gespielt. Anfangs wollte das Spiel nicht recht in die Gänge kommen, weil sich alle über die Frage stritten, wer von ihnen welches Land sei. Da Hannelore, Ingrid, Gerd und Lothar gleichzeitig Deutschland sein wollten, schlug Hannelore eine Teilung in Norddeutschland, Süddeutschland, Ostdeutschland und Westdeutschland vor. Aber da hatte Helmut, der älteste, gesagt, Deutschland könne nicht gegen sich selbst kämpfen. Das sei Bürgerkrieg. Hannelore habe keine nationale Gesinnung.

Am Ende einigten sie sich. Helmut war Deutschland, Lothar Italien, Hannelore England und Ingrid China. Gerd mußte Rußland sein, weil Helmut das so wollte. Ruthla sagte, sie wolle Schlesien sein. Da erwiderte Helmut, das ginge nicht, Schlesien sei kein richtiges Land, sondern gehöre zu Großdeutschland. Nun erinnerte sich Ruthla an ihre Großmutter Ludmilla, die eine Tschechin war. Deswegen wollte sie Tschechien sein. Aber Helmut erwiderte, das ginge schon gar nicht, weil es Tschechien inzwischen nicht mehr gebe und das Land ein deutsches „Protektorat“ sei. Vielmehr bestimmte er, Ruthla solle Polen sein; sie und ihre Familie sähen ja ohnehin aus wie Wasserpolacken.

Daraufhin hatten sich Hannelore und Ingrid gegenseitig angestoßen und etwas von „Rucksackgesindel“ zugeflüstert. Dabei hatten sie gekichert.

Jetzt wollte Ruthla auf keinen Fall Polen sein. Sie wäre lieber Rußland gewesen, weil ihr Vater immer sagte, daß die Deutschen viel von den Russen lernen könnten. Aber Helmut war wütend geworden. Er hatte ein Machtwort gesprochen und gesagt, das ginge überhaupt nicht, weil Gerd jetzt Rußland sei und irgendeiner Polen sein müsse. Entweder sie sei jetzt Polen oder sie gehe wieder nach Hause.

Ruthla wollte lieber mitspielen – obwohl ihr eigentlich klar war, daß sie nur verlieren konnte. Nicht bloß weil sie Polen sein mußte, das bisher immer verloren hatte, sondern weil sie viel zu klein war für das Spiel. Beim Kriegserklären kommt es bekanntlich nicht nur darauf an, daß man schnell in die Mitte des Kreises laufen kann, um „Halt“ zu rufen, was Ruthla ganz gut konnte (jedenfalls besser als Helmut), sondern daß man mit drei großen Schritten von der Kreislinie aus einen der davongelaufenen Mitspieler erreicht. Mit ihren kleinen Schrittschen blieb Ruthla immer hoffnungslos zurück.

Polens Chance kam erst, als Deutschland gleich hinter dem Kreis über die eigenen Füße gestolpert und der Länge nach hingefallen war. Dabei hatte es sich sogar ein Knie aufgeschlagen und blutete ein bißchen. Deutschland wollte die Spielrunde sofort für ungültig erklären lassen und den Krieg noch einmal neu beginnen. Aber die anderen erwiderten, Hinfallen gehöre auch zum Spiel; sie hätten „Ich erkläre den Krieg“ bisher immer mit Hinfallen gespielt.

Dennoch konnte Ruthla ihre Chance nicht nutzen, weil der Landgewinn, den sie mit dem Stock auf die Erde zeichnete, wegen ihrer geringen Körpergröße nur sehr bescheiden ausfiel. Dafür rächte sich Deutschland die nächsten Male mit zwei, drei großen Eroberungen, so daß

am Ende – China war inzwischen auch noch mit Gebietsansprüchen dazugekommen – nicht viel von Polen übrigblieb und Ruthla das Spiel verloren hatte. Helmut, der schon beim Jungvolk war, hatte das Spiel gewonnen. Er sagte, er sei jetzt zur Großmacht erstarkt.

Eigentlich interessierte sich Ruthla gar nicht für den Krieg. Sie war nur wegen Lothar gekommen, den seine Mutter Kaffeekannla nannte und der sein Italien an diesem Abend an China hatte abtreten müssen. Lothars Familie kam aus Troppau und war neu zugezogen. Lothar besuchte schon die zweite Klasse, und Ruthla hatte ihn auf dem Weg zu ihrer Schule kennengelernt. Unterwegs hatte er Ruthla, die ihr Pausenbrot vergessen hatte, etwas von seinem Sirup-Brot abgegeben. Außerdem hatte sie in seinen Apfel beißen dürfen. Dabei hatte er in dieselbe Stelle gebissen wie sie, was aber die anderen Mädchen, die mit ihr gingen, nicht sehen durften, weil sie sonst „I“ oder „Igitt“ geschrien hätten. Das hatte Ruthla so gut gefallen, daß sie am liebsten noch einmal in den Apfel gebissen hätte – in dieselbe Stelle wie er. Aber dazu war sie zu schüchtern.

Sie war nicht zu schüchtern, um Lothar nach Hause zu begleiten. Das Haus befand sich hinter dem Schützenhaus, an der Kreuzung der Straße zum Annaberg, wo Ruthla wohnte. Die Häuser dort gehörten zu einer Arbeitersiedlung, die erst vor ein paar Jahren erbaut worden war. Die Siedlung lag vor der Frankensteiner Stadtmauer und noch vor der Silberberger Vorstadt. Wenn man von Frankenstein kam, brauchte man hinter der Kreuzung am Pausebach, an der man links nach Glatz und rechts nach Breslau fuhr, nur noch ein wenig in Richtung Silberberg weiterzugehen und dann die zweite Straße rechts abzubiegen. Wenn man immer geradeaus ging, erreichte man



eine Allee mit hohen Kastanienbäumen, unter der die Kinder eben ihren Krieg beendet hatten und Deutschland zur Großmacht erstarkt war. Sie mündete in eine breite Kreuzung, an der das Schützenhaus stand, wo schon zu Friedenszeiten scharf geschossen wurde. Lothars Haus befand sich auf der dem Schützenhaus gegenüberliegenden Straßenseite, dort wo die Siedlung mit den Einzelhäusern begann.

Aber Ruthla hatte an diesem Abend weder ein Auge für Einzelhäuser noch für Reihenhäuser. Eher schon für Lothar, der sie gefragt hatte, ob sie mit ihm gehen wolle. Sie hatte, ohne lange zu überlegen, mit Ja geantwortet und war an seiner Seite am Schützenhaus vorbei rechts abgebogen. Warum sollte sie nicht mit ihm gehen? Aber Lothar hatte es anders gemeint.

„Wie denn?“, wollte Ruthla wissen.

Lothar überlegte eine Weile und fragte dann, ob sie ihm ihre Hand geben wolle.

Ruthla zögerte nicht lange und reichte ihm, so als habe sie schon darauf gewartet, ihre Hand, die noch etwas klebrig war von den Himbeerbonbons, die ihr von Mutter Rosa zugesteckt worden waren. Hände haltend gingen die beiden die letzten zehn, zwanzig Schritte bis zur Haustür. Den Abschied schoben sie noch ein wenig hinaus.

Lothar sagte, daß er Helmut „bleed“ fände, weil er immer Deutschland sein wolle.

„Ja“, sagte Ruth, „Helmut ist wohl a bissla eingebildet“.

Die anderen möchten schließlich auch mal Deutschland sein. Aber Helmut sei eben älter, und außerdem sei er schon beim Jungvolk.

Ruthla nickte.

Lothar sagte, daß er demnächst auch zum Jungvolk gehe, und dann würde er auch mal Deutschland sein.

„Ja“, sagte Ruthla.

Dann machte Lothar einen Vorschlag. Er fände es besser, sagte er, wenn sie sich mit ihren Namen nennen würden. Also „Ja, Lothar“, statt einfach nur „Ja“, oder „Nein, Lothar“, statt einfach nur „Nein“; das sei persönlicher. Er würde dann immer „Ruthla“ zu ihr sagen.

„Ja, Lothar“, sagte Ruth.

„Schön, Ruthla“, erwiderte Lothar.

Dann wollte Ruth wissen, warum Lothar von seiner Mutter Kaffeekannla gerufen werde, obwohl Kaffeekannla doch eigentlich gar kein richtiger Name sei.

Sie standen vor der Haustür. Der aus dem geöffneten Küchenfenster kommende Bratkartoffeldampf nahm Ruthla fast den Atem. Es entstand eine längere Pause. Statt zu antworten blickte Lothar vielsagend an sich herunter. Als Ruthla nicht verstehen wollte, flüsterte er ihr ins Ohr, wenn sie wolle, könne er ihr sein „Kaffeekannla“ mal zeigen, es müsse ja nicht jetzt sein, jetzt ginge es sowieso nicht, weil er zum Abendbrot müsse, aber vielleicht in den nächsten Tagen, hinter den Büschen am Bahndamm oder so.

Da wußte Ruthla, daß ihre Frage wieder einmal eine von den dummen Fragen gewesen war, die sie sich selbst hätte beantworten können. Sie ärgerte sich über sich, weil sie den Älteren durch ihre Fragen immer Anlaß gab, sie zu belehren oder über sie zu lachen. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, sagte sie, daß es dafür noch etwas zu

früh sei. Lothar verstand das, jedenfalls tat er so, und sagte, daß er ihr morgen früh ein Geschenk mitbringen werde, aus einer „Wundertüte“, etwas ganz Besonderes.

Beim Abschied sagte Lothar noch: „Bis morgen, Ruthla“, und Ruthla erwiderte: „Bis morgen, Lothar“.

Dann ging er zu seinem Abendbrot und sie heimwärts, rechts den „Annaberg“ hoch, dahin, wo die Reihenhäuser in der Abenddämmerung Spalier standen und sich aus Dutzend gegenüberliegenden Fenstern mißtrauisch beäugten.

## Von Leitern und Läusen

Ich muß mich korrigieren. Eigentlich verdiente die Gegend den Namen Vorstadt nicht. Ich weiß auch nicht, ob sie offiziell so bezeichnet wurde. Dem Charakter nach war das Ganze eher eine Mischung aus Siedlung und Kleingartenkolonie. Siedlung wegen der Häuser, lange, grau verputzte Steinbaracken auf beiden Seiten der Straße für fünf bis sechs Familien, mit einem Obergeschoß – Kolonie wegen der offenen Weite, der Lattenzäune und Buchsbaumhecken an gepflasterter Straße und der schmalen Vorgärten, aus denen jetzt, schwach zirpend, erste Grillen einen lauen Sommerabend akustisch prälu-dierten.

Ganz am Ende der Straße standen wieder Einzelhäuser. Wegen der dunklen Holzverschalung ihrer Giebel sprach man von „Negersiedlung“. Von dort aus hatte man einen Blick auf den Bahndamm, auf grauen Schotter und sich verjüngende Schienenstränge, die, gesäumt von Büschen, Brennesseln und Unkraut aller Art, zum Horizont auf die feine blaue Kammlinie des Eulengebirges zustrebten.

Hinter dem Bahndamm führte die Landstraße durch Felder und Wiesen nach Groß Olbersdorf. Von da an war die Welt deutlich zweigeteilt. Wer eine Vorliebe für das Sphärisch-Immaterielle hatte, schaute in den vergißmeinnichtblauen Frankensteiner Himmel oder blickte ziehenden Wolken nach. Wer es lieber bodenständig mochte, richtete den Blick auf Wiesen und Felder, die sich bis zum Eulengebirge ausdehnten und, je nach Jahreszeit, unterschiedlich färbten: grasgrün, korngelb, erdbraun und schneeweiß – Jahr für Jahr in dieser Reihenfolge. In den Sommermonaten konnte man sich außerdem noch von

den karminroten oder blaßvioletten Vibrationen der Mohnfelder hypnotisieren lassen.

Mohn, ja Mohn. Nicht nur der uns bekannte und auf unseren amtlich geprüften und behördlich überwachten Feldern blühende harmlose Klatschmohn, nicht falscher Mohn, sondern echter Mohn, den sich die Kinder, die im Spätsommer durch die Felder streiften, kapselweise reinkippten. Mohn, der biedere Hausfrauen über sich hinauswachsen läßt und ihnen riskante Rezepte einflüstert, gefährlicher Mohn, sündiger Mohn, Afghanistan-Mohn, *Papaver somniferum*, Mohn, der Ärzte, Apotheker und Morphinisten glücklich macht, der unüberwindlichen Schlaf verleiht und leichte Träume, der Schmerzen nimmt und Vergessen schenkt. O Mohn, o Mohn, du Trost der Nacht.

Die Szene hinter dem Haus hätte ein phantasiebegabter Genre-Maler und Kenner des damaligen kleinbürgerlichen Milieus auch ohne Vis-à-vis-Vorlage pinseln können: Holzställe, hinter deren Gitter schlappohrige Kanickel friedlich vor sich hin mümmelten, ein Verschlag mit Brennholz und Kartons, eine neben dem Haus stehende Holzhütte mit dem Klo, „Hittla“ genannt, ein Hackklotz für das Holz, mit rostroten Stellen vom Blut stolzer Hähne und braver Suppenhühner, sowie ein Stall für zwei Schweine und zwei Ziegen; dahinter ein Kirsch- und Apfelbaum in einem kleinen Garten, der gleich nach den Gemüsebeeten mit Zwiebeln und Kohl, Kartoffeln und Möhren von einem linsenbraunen Zaun, ein paar Holunderbüschen und hohen Brennesseln begrenzt wurde.

Unerwähnt blieb noch die Holzleiter, mit der man in den Kirsch- oder Apfelbaum oder auch auf das Dach klettern konnte. Normalerweise lag sie neben dem Bretterver-

schlag; heute hatte Ruthlas Vater sie an die Holzwand des Verschlages gelehnt. Da er Ruth den Rücken zugewandt hatte, konnte sie nicht sehen, was er tat. Erst machte sie ein paar Geräusche, um ihn nicht zu erschrecken, pfiß anschwellend durch ihre Milchzahnücke, schnalzte, räusperte sich, hustete, hüpfte, scharrte mit den Füßen, was aber alles nichts nützte. Schließlich sagte sie:

„Nabend, Vatel“.

Doch Ernst-August war so vertieft, daß er selbst das nicht hörte. Er bemerkte Ruthla erst, als sie unmittelbar vor ihm stand und ihn fragend durch die Sprossen der Leiter ansah. Wie immer, wenn er sein aus dem Nichts auftauchendes Töchterchen plötzlich vor sich sah, zuckte er erschrocken zusammen.

„Huch, Madla“, sagte er zum soundsovielten Male, „was machste denn für Sachen?“

Und dann fügte er zum soundsovielten Male hinzu: „Darfst nicht noch mal machen, heerste!“

Zwischen seinen Zähnen klemmte ein Dosendeckel, in seiner Linken die dazugehörige Dose mit schwarzer Schuhcreme und in der Rechten eine Bürste, mit der er ein paar Sprossen der Leiter bestrich. Seine Augen waren so schlecht, daß er trotz seiner Brille mit seinem Gesicht dicht an die Sprossen herangehen mußte. Als er Ruthlas fragenden Blick bemerkte, nahm er den Deckel mit dem roten Froschkönig aus dem Mund, legte einen Finger auf die Lippen und blickte in die Richtung des Giebelfensters im Obergeschoß. Es ist wegen Margot, flüsterte er. Er müsse herausfinden, ob sie nachts wieder heimlich zum „Löwen“ gehe, so wie am Sonnabend. Ruth wisse ja, was da los gewesen sei; er werde schon dafür sorgen, daß das eine Ende nehme. Irgend etwas stimme nicht, jemand

müsse ihr die Leiter ans Fenster gestellt haben. Er wolle schon herausbekommen, wer das sei.

„Aber kein Wort darüber, schweer's mir, Madla.“

Ruthla nickte. Ihr Vater sagte noch:

„Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“.

Dabei kriegte sein Blick den Ausdruck, den Ruthla schon kannte und den er immer dann kriegte, wenn er sie belehren wollte:

„Nu, Ruthla, weißte denn auch, wer das gesagt hat?“

Ruthla wich aus. Sie mochte es nicht, wenn sich die Blicke des Vaters wie Saugnäpfe an sie hefteten. Woher hätte sie denn wissen sollen, wer Kontrolle besser fand als Vertrauen? Und was war das überhaupt, Vertrauen, Kontrolle?

Ruthla wußte nur, daß die meisten Leute in der Siedlung ihren Vater als Kommunisten bezeichneten und ihn „Kommunisten-Schubert“ nannten. Vermutlich hing seine Frage irgendwie mit seinem Kommunismus zusammen.

„Lenin, Ruthla, Lenin! Mußte dir merken. Wird noch mal ganz wichtig werden, wenn der Spuk erst vorbei ist. Aber nicht driebler sprechen, pst.“

Ruthla hätte fragen können, welchen Spuk ihr Vater meinte und wer das war, Lenin. Und warum Ernst ihr dies alles erzählte, wenn sie sowieso nicht darüber sprechen durfte. Aber im Augenblick interessierte sie sich nur für die Leiter und die schwarze Schuhcreme mit dem roten Frosch. Und sie versuchte einen Zusammenhang zu Margot und dem „Goldenen Löwen“ herzustellen. Weil sie sich schämte, Fragen zu stellen, für die sie von den

Erwachsenen doch nur ausgelacht worden wäre, versuchte sie sich selbst eine Geschichte zusammenzureimen.

Erst vor drei Wochen hatte Ernst-August Margot nachts um halb eins aus dem Tanzlokal „Zum Goldenen Löwen“, gleich hinter dem Rathaus in der Müllerstraße, nach Hause geholt, das heißt mehr an den Haaren nach Hause gezogen. Es hatte ein großes Spektakel in der Küche gegeben, und sie war von dem lauten Krach wach geworden. Ernst-August hatte etwas von anderen Saiten gebrüllt, die er jetzt aufziehen werde, daß Margot ihrem Vater zu gehorchen habe, solange sie in seinem Haus lebe und daß sie wieder im Heim lande, wenn es so weitergehe. Seitdem nahm er an jedem Wochenende den Haustürschlüssel an sich, den Rosa sonst bei sich hatte, und legte ihn, nachdem er die Haustür abgeschlossen hatte, unter sein Kopfkissen.

Vermutlich hatte die Schuhcreme auf der Leiter etwas mit Margots nächtlichen Ausflügen zu tun. Vermutlich wollte Ernst wissen, ob sie dazu die Leiter benutzte. Das ließ sich an den Spuren ablesen, die die schwarze Schuhcreme hinterließ. Aber wer stellte die Leiter an Margots Fenster? Und vor allem, wer stellte sie morgens wieder weg? Im Grunde war die Antwort nicht schwer, denn eigentlich kam nur Rosa in Frage, die während des Lärms und Gebrülls nebenan die ganze Zeit ihr Gesicht verzogen hatte. Ruthla erinnerte sich daran, daß ihre Mutter manchmal abends aus dem Bett gestiegen und nach einem schnellen Griff unter Ernsts Kopfkissen hinausgeschlichen war. Tief in der Nacht, schon fast am Morgen, war Ruthla dann noch einmal wach geworden, weil Rosa wieder nicht in ihrem Bett lag. Erst nach einer kleinen Weile kam sie zurück und bugsierte den Schlüssel vorsichtig an die alte



Stelle. Ruthla bekam alles mit, denn sie schlief genau in der Mitte – in der Ritze zwischen Rosa und Ernst-August.

Ruthla hatte sich die Ritze nicht ausgesucht. Aber sie lebte in einer Familie mit acht Kindern; davon waren zwar schon vier außer Haus, doch die übrige Familie mußte zusammen mit Hund Nelly und der Katze Mieze sehen, wie sie auf vierzig oder weniger Quadratmetern zurechtkam. Und da die Kleinsten am wenigsten Privatsphäre benötigen, war Ruthla dazu ausersehen, die Ritze zwischen den Matratzen ihrer Eltern auszufüllen. Ihre Geschwister Lissy und Albert schliefen auf einer Chaiselongue, die ebenfalls im Schlafzimmer stand. Nur Margot besaß ein eigenes Bett in eigenem, wenn auch recht bescheidenem Zimmer unter dem Dach.

Als Ruthla die Küche betrat, stand Rosa breitbeinig vor dem Spirituskocher, wo sie ein Tippla mit Wasser für den Pfefferminztee erwärmte. Ruthla ging an ihr vorbei zu einem der beiden Eimer auf der Ofenbank und schöpfte daraus mit der Kelle einen großen Schluck Wasser. Das kam aus dem nahegelegenen Waschhaus, denn fließendes Wasser gab es in der Siedlung nicht.

In der Küche bemerkte Ruth zwei klebrige Luftschlangen. Rosa hatte die beiden Fliegenfänger aus der Stadt mitgebracht und den einen an der Küchenlampe, den anderen mit einer Reißzwecke an der Decke befestigt. Das war ihre Art, sich auf den Sommer einzustimmen. Erwachsene mußten aufpassen, nicht mit den Haaren an den fliegenhungrigen honiggelben Lianen, die man aus einer kleinen blauen Papphülse hervorzauberte, hängenzubleiben. Ruthla konnte nicht feststellen, daß die Zahl der Fliegen sich dadurch verringert hatte – aber wer weiß, wieviel es erst gewesen wären, wenn es sie nicht gegeben hätte.

Außer dem gerahmten Druck mit Dürers betenden Händen, der erst vor kurzem von Schwester Hedwig aufgehängt worden war, hieß auch noch ein zwischen Kuckucksuhr und Küchentür angebrachter Siebenstriemer den eintretenden Besucher willkommen. Die kleine Lederpeitsche, an der sich die Kinder jedes Mal ehrfürchtig vorbeidrückten, kam selten zum Einsatz, zeigte aber eindrucksvoll, daß alle Macht vom Vater ausging, zum Beispiel wenn dieser wieder einmal schlechte Laune hatte, es mit Margot überhaupt nicht ging oder Albert müpfig war. Der Anblick des auch als „Kloppeitsche“ bezeichneten und vom französischen Erbfeind übernommenen Erziehungsmittels, das in verschiedenen Ausführungen mit mal mehr oder weniger Lederriemen in den meisten Häusern der Siedlung hing, verfehlte seinen Eindruck nicht.

Lissy, Albert und Margot hatten bereits am Tisch Platz genommen. Rosa stellte summend einen Topf mit Milch auf den Küchentisch, schöpfte mit einer Schaumkelle die fetten Hautschollen ab und legte sie behutsam auf die trockenen Brotscheiben, die ihr die Kinder reichten. Dann wurde noch Zucker darüber gestreut, und die Abendmahlzeit war fertig. Wer wollte, konnte danach noch ein Stück trockenes Brot in die Milch stippen oder eine Tasse Pfefferminztee bekommen.

Nachdem sie den Milchtopf in der Mitte des Tisches platziert hatte, setzte sich Rosa mit einer Tasse Kaffee zu den Kindern. Lissy erzählte, daß die ersten drei Schulklassen morgen Besuch von der Laustante bekämen, aber daß sie sich deswegen keine Sorge machte, weil – sie hätte ja keine Läuse. Dann blickte sie von der Seite zu Ruth hinüber – die hatte Läuse.

Ruthla sagte, Lissy solle nur nicht so angeben. Sie habe auch gehört, daß Schwester Odonna von den Diakonissen morgen in die Schule komme. Doch wenn Rosa ihr heute Abend die Haare wasche, sei sie danach lausfrei.

Statt zu antworten kicherte Lissy nur in ihre Pfefferminzteeschale. Albert sagte, er habe noch nie Läuse gehabt. Bei den Hitlerjungen gebe es keine Läuse. Die seien sauber. Da mischte sich Rosa ein und sagte, er solle das bloß nicht den Vater hören lassen. Mit Sauberkeit habe das alles nichts zu tun, sonst müßte Albert mehr Läuse haben als die andern. Mädchen hätten nur deswegen mehr Läuse, weil sie längere Haare hätten.

Dabei waren Ruthlas Haare noch nicht einmal schulterlang. Gewöhnlich trug sie eine Art Pagenschnitt mit einem Pony, den ihr Schwester Lissy mit der Schere schnitt. Manchmal kam es zum Streit, weil Lissy sich verschnitt und der Pony immer höher kletterte. Lissy schlug dann die böse-Schwester-Lache an, worauf Ruth ihr die Schere wegriß, auf einen Stuhl kletterte und sich vor dem halbblinden Spiegel neben dem Küchenschrank betrachtete. Dicke Tränen der Wut und des Ärgers quollen aus ihren Augen. Wenn der Pony wieder etwas länger geworden war, trug Ruthla manchmal eine Spange im Haar. Manchmal frisierte sie ihre Haare auch zu einem Hahnenkamm, der entstand, wenn man die oberen Haare an beiden Seiten abteilte, hochzog und dann mit einem Kamm einschlug.

Doch ob Pagenschnitt oder Hahnenkamm, den Läusen war beides einerlei. In manchen Zeiten war das Gekrabbel auf dem Kopf kaum auszuhalten. Am liebsten hätte sich Ruthla dann die Haut vom Kopf gekratzt. Außerdem bildete sich wegen der Läuse oft noch ein juckender Kopfgrind, der sich entzündete und vereiterte.

Ruthla rächte sich für die Torturen, die ihr die Läuse zufügten, indem sie die, die sie gefangen hatte, ganz langsam und andächtig zerdrückte, bis es knackte.

Ernst-August, der inzwischen dazugekommen war, hatte über Läuse wieder einmal seine besondere Ansicht. Er behauptete, Kinder, die Läuse hätten, seien gesünder. Ob sie denn nicht wüßten, daß die kleinen Viechla das schlechte Blut wegsaugen würden. Davon hatte noch niemand etwas gehört. Rosa erwiderte, sie würde Ernst gleich ein paar Läusla ins Haar setzen, damit er im Kopf gesund würde. Wie er dem jungen Blutte su a dummes Zeich erzählen könne, das sei ja a reenes Verbrechen.

Margot sagte, Ernst-August würde Läuse mit Blutegeln verwechseln. Sie habe gehört, daß schlechtes Blut früher von Blutegeln abgesaugt worden sei. Die saugten solange, bis sie platzten, und dann laufe das schlechte Blut von den Krankheiten aus ihnen heraus. Bei Margots Worten tat Lissy, als müsse sie sich übergeben. Nun behauptete Albert, daß schon Menschen an Läusen gestorben seien. Ernst-August reagierte ungehalten und schimpfte: „Su een verknuchtes Gelabere“, Albert solle seine Guschen halten, einen elendiglicheren Quatsch habe er noch nicht gehört.

Bevor Ruthla „ei de Kloppe“ ging, wusch Rosa ihre Haare noch in einem Essigbad, das sie in einer zerbeulten Zinkwanne bereitet hatte. Einige offene Stellen auf der Kopfhaut brannten so stark, daß Ruthla ein paar Schmerzlaute nicht unterdrücken konnte. Danach fuhr Rosa mit einem Nissenkamm durchs Haar.

„Weißt du, Madla“, sagte Rosa, als sie fertig geworden war, „für Schwester Odonna wollen wir dich morgen früh mal so richtig herausschnürgeln“.

Und dann erzählte sie noch, daß sie heute von ihrem Lumpamoan in der Breslauer Straße ein Kleid für sie mitgebracht habe, das wie neu aussähe. Das sei beste Qualität und fühle sich an wie von Bleyle.

Die Nachricht hellte Ruthlas Stimmung, die durch die schmerzhafteste Entlausungsprozedur gelitten hatte, wieder auf. Rosa bezog die Kleidungsstücke für ihre Kinder gewöhnlich vom Lumpamoan, weil für das Textilhaus Königer am Ring oder die anderen Bekleidungsäden in Frankenstein kein Geld da war. Nur Margot trug neue Sachen, die ihr von Freundinnen, wie sie sagte, geschenkt worden seien. Angeblich hätten sie nicht gepaßt. Das war Rosa recht, wenngleich sie ahnte, daß es nicht stimmte, denn wenn Sachen nicht passen, tauscht man sie um, statt sie zu verschenken. Rosa bohrte aber nicht weiter nach, und Ernst-August bekam davon nichts mit.

In der Schulklasse war Ruthla schon oft als „Schlumperliese“ verspottet worden. Besonders die gut gekleideten Mädchen aus den wohlhabenden Familien in der Bahnhofstraße machten sich über Ruthla lustig. Am schlimmsten war die Sache mit dem grauen Unterrock, den Rosa erst vor ein paar Wochen ergattert und für Ruthla zum Rock umgearbeitet hatte. Sie habe ihn „gerafft“, wiederholte sie immer wieder, das sähe todschick aus, jetzt könne keiner mehr erkennen, daß es sich mal um einen Unterrock gehandelt habe.

Leider blieb Rosa die einzige, die den Unterschied nicht bemerkte. Ruths Klassenkameradinnen erkannten ihn sofort. Jetzt gingen die Schuberts schon im Unterrock zur Schule, hieß es. In der Familie müsse es wohl zugehen wie bei den Zigeunern. Auch Lissy schämte sich für ihre Schwester.

Nach dem Spott über den gerafften Unterrock beschloß Ruthla, sich krank zu stellen und die nächsten Tage zuhause zu bleiben. Rosa hatte dafür Verständnis. Sie entschied, daß Ruthla sich erkältet haben müsse, packte sie ins Bett und machte ihr einen heißen Pfefferminztee. Ruthlas Strümpfe dienten als Schal. Einen davon band sie ihr um den Hals. Doch die Sache mit dem Unterrock ging ihr nicht aus dem Sinn. Sie ließ den Stoff immer wieder durch ihre Finger gleiten und fragte sich kopfschüttelnd, wie man den Unterrock habe erkennen können, sie habe ihn doch „gerafft“.

Als Ruthla unter die Decke schlüpfen wollte, lag Lissy schon darunter. Ruthla wollte wissen, was sie in ihrem Bett zu suchen habe. Aber Lissy sagte, es sei nur wegen der Leiter, sie müsse noch mit ihr darüber sprechen. Ob sie auch gesehen habe, daß der Vatel schwarze Schuhcreme auf die Sprossen geschmiert habe.

Ruthla nickte.

„Das ist wegen Margot“, sagte Lissy. „Aber nicht weiter-sagen. Vatel will sehen, ob Margot wieder zum Tanzen in den ‚Löwen‘ geht, obwohl er ihr’s doch verboten hat“. Dann ging Lissy mit ihren Lippen ganz dicht an Ruthlas Ohr:

„Weißt du was?“

Ruthla schüttelte den Kopf.

„Die Margot hat doch jetzt den Drang.“

Nun erzählte Lissy, sie habe gehört wie Rosa und Ernst-August in der Küche darüber gesprochen hätten. Rosa habe zu Ernst-August gesagt, er solle nicht so streng mit Margot sein, weil sie doch jetzt in dem Alter sei, wo der Drang käme.

Ruthla fragte, was das sei, „Drang“.

„Du Depper“, antwortete Lissy. „Das ist, wenn...“ – sie überlegte eine Weile und kicherte dann – „also wenn ...“; ob Ruthla noch nicht gemerkt habe, wie unruhig Nelly manchmal werde und wie sie den ganzen Tag herumjau-le, nur weil sie zum Nachbarhund Harras wolle. Und der würde dann auf sie raufsteigen und immer so komische Bewegungen machen.

Ruthla wollte wissen, ob Drang dasselbe sei wie Rolligkeit. Wenn das Miezza die ganze Nacht herummaunze, sage Vatel immer, sie sei wohl wieder rollig.

„Bei Hunden nennt man das läufig“, sagte Lissy, „nur bei Katzen heißt es rollig. Bei Menschen sagt man Drang“.

Nun fragte Ruthla, ab welchem Alter man den Drang bemerke und ob Lissy ihn auch schon verspürt habe.

Lissy sagte, um den Drang zu verspüren, sei Ruthla noch a bissel jung. In ihrem Alter sei das schon anders. Sie könne das aber nicht beschreiben, das müsse man selbst erlebt haben. Im Augenblick sei Ruthla aber noch zu jung dafür.

Ob Jungen in der zweiten Klasse auch schon einen Drang verspürten, wollte Ruthla nun wissen.

Lissy überlegte kurz und fragte dann, welchen Jungen Ruth meine.

„Nur so“, antwortete Ruth, „keinen besonderen“.

Jungen seien alle sehr unterschiedlich, erwiderte Lissy. Mit der Zeit würde man aber einen Blick dafür kriegen.

In der Zwischenzeit war Albert gekommen und hatte sich unter der Decke auf der Chaiselongue verkrochen. Er

sagte, er wolle jetzt schlafen, und Lissy solle aufhören mit Ruthla herumzugackern, sonst würde er es den Eltern sagen.

Lissy und Ruthla zogen sich die Bettdecke über den Kopf und setzten ihr Gespräch in der geheimen Löffelsprache fort.

„Weileweißt dulewu walewas?“ fragte Lissy.

„Neilewein“, flüsterte Ruth.

Manchmal, fuhr Lissy fort, wenn sie neben Albert liege, merke sie, daß sein Kalewaf feelewee kalewann lawela malewanch malewal galewanz steileweif werde.

Ruthla sagte leise: „Silewich elewer halewat Alewal belewerd aulewauch scholewon delewen Dralewang“.

Lissy nickte: „Dalewas glaulewaub ilewich aulewauch“

„Ruhe!“ rief Albert.

„Gulewu telewe Nalewacht“, sagte Lissy.

„Bilewis molewor geleben“, sagte Ruthla, schlüpfte unter ihre Bettdecke und schlief ein.



## Großer Krach

Nicht, daß Krach, Kraftausdrücke, ein zerschmettertes Glas oder eine an die Wand geschleuderte Tasse in der Siedlung am Annaberg etwas Ungewöhnliches gewesen wären. An alkoholumnebelten Wochenenden kam so etwas schon einmal vor und konnte, zumindest dann, wenn es nur beim Nachbarn vorkam, sogar zur Aufhellung der Stimmung beitragen. Aber dieser Lärm übertraf alles. Ruthla wurde durch ein sich jäh entladendes Klangcluster aus verschiedenen Stimmen, unartikulierten Lauten und diffusen Geräuschen geweckt, die sie nicht auseinanderhalten konnte, schon gar nicht in ihrem noch etwas verkudelten frühmorgendlichen Zustand. Es klang nach schlagender Tür, berstendem Glas, schepperndem Blech, dazu Herausgeschrieenes und Gebrülltes wie „verpuchter Teifelsbroata“, „tälsches Luder“, „Oas“ und „pulirter Teifel“, dann wieder klatschende Schläge, prasselnder Hagel, dumpfer Aufprall, Flehen und Wimmern.

Die Szene, die sich Ruthla bot, als sie durch die angelehnte Küchentür spähte, wird mit „handfester Familienkrach“ vermutlich nur unzureichend beschrieben, wenn gleich die Begriffe „Krach“ und „handfest“ durchaus etwas Wesentliches trafen. Der Platz, an dem der Siebenstriemer bisher gehangen hatte, war leer. Und Dürers Hände hingen auch nicht mehr so wie vorher, erlebten keine Hilfe von oben, sondern zeigten mit nach unten gerichtetem Daumen auf die gefallene Sünderin, das heißt in die Richtung, wo Margot sich schluchzend auf der Chaiselongue wand, auf die sie sich geworfen hatte oder möglicherweise auch geworfen worden war. Rosa robbte mit ihren Knien auf den Fliesen herum, um Linsen aufzusammeln, die auf dem Küchenboden verstreut wa-

ren. Zwischendurch erhob sie immer wieder flehend ihre Arme und rief nicht nur „Jesses“, sondern auch „Maria“, obwohl sie doch eigentlich evangelisch war.

Ernst stand hemdsärmelig und schwer atmend mit dem Siebenstriemer vor der Chaiselongue, schwitzend und schnaufend vor Anstrengung und Wut, die ihn zusammen mit der beschlagenen Brille vermutlich noch blinder gemacht hatten, als er ohnehin schon war. Und wer weiß, wie sich das Ganze noch entwickelte hätte, wenn nicht der sechsmalige Ruf des stündlich aus seinem Gehäuse heraustretenden Kuckucks Einhalt geboten und alle Beteiligten zu Besinnung und Einkehr gemahnt hätte.

Ich nutze die so entstandene Verlegenheitspause, um kurz zu schildern, was dem Spektakel in der Küche vorgegangen war:

Als Ernst-August an diesem Morgen aufwachte, eilte er zuerst in das Zimmer seiner Tochter Margot, um dort nach Spuren schwarzer Frosch-Schuhcreme zu suchen. Auf den Holzdielen vor dem Fenster wäre er fast darauf ausgerutscht. Die Freude über den gelungenen Coup war groß, aber nicht so groß wie der Ärger darüber, daß er von Frau und Tochter schändlich betrogen worden war. In der Küche entwickelte sich die Szene zum Tribunal, und nicht nur Margot, sondern auch Rosa, die eben mit einem Topf voll roter Linsen aus der Vorratskammer kam, sollte Ernst Rede und Antwort stehen. Während Rosa mit ein paar Beschimpfungen davonkam, fand Ernst-August, daß Margots Ungehorsam nicht nur mit Worten abgetan werden könne, sondern schärfere Zucht- und Strafmaßnahmen erfordere. Nach peinlicher Befragung über Einzelheiten im „Löwen“, vor allem über die Männer, mit denen sie dort wieder verkehrt habe, nahm er schließlich den schon Staub ansetzenden Siebenstri-

mer von der Wand und tat damit das, was er für sein verbrieftes väterliches Recht hielt.

Wenn wir Margot nur mit Ruthlas grün-spähenden Augen betrachteten, würden wir wenig über sie erfahren. Für Ruthla war Margot einfach nur die ältere Schwester, mit der sie sich irgendwie und trotz des Altersabstands geschwisterlich verbunden fühlte. Sie wußte nicht viel über Margot – außer, daß sie meistens freundlich zu ihr war, oft lustig und zu Späßen aufgelegt und noch im Hause wohnte. Außerdem entging ihr nicht, daß Margot immer gut gekleidet war und gut duftete, jedenfalls besser als Hedwig, die älteste Schwester, die neuerdings nicht nur nach billigem Rosenwasser, sondern auch nach Weihrauch roch. Wenn sich eine Gelegenheit bot, Margot sich gerade umzog und ein paar Kleidungsstücke von ihr, Röcke, Kleider oder Blusen, auf Stuhllehne oder Chaiselongue herumlagen, strich Ruthla mit ihrer Hand so andächtig über die Stoffe wie Hedwig über die Seiten ihres Römischen Katechismus. Erst vor kurzem hatte Ruthla beim Herumstöbern eine Flasche mit orientalischem Haarentferner in Margots Nachttisch entdeckt. Aber wofür der gut sein sollte und welche Haare Margot damit entfernte, wußte sie nicht. Fragen mochte sie auch nicht, sie ahnte, daß sie einen Huscher riskierte.

Der Krach in der Küche war Ruthlas Gefühlen nicht recht, weil sie nicht wußten, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Am besten wäre es vermutlich gewesen, Ruthla hätte ganz auf Gefühle verzichtet, aber dazu war sie noch zu jung. Stattdessen fühlte sie sich zerrissen, fühlte mit Margot, verstand Ernst-August und hatte Mitleid mit der auf Knien zwischen roten Linsen herumrutschenden und „Jesses“ und „Maria“ rufenden Rosa.

Um mehr über Margot zu erfahren, müssen wir die Blickrichtung wechseln und Margot, statt mit Ruthlas Augen, mit denen der Frankensteiner Männerwelt betrachten, jener Arbeiter, Soldaten, Angestellten und Geschäftsleute also, die ihr nachgafften, nachpiffen, nachliefen und um sie und ihren aus Parfüm und Östrogenen gewobenen Dunstkreis herumschwärmten, bis sie schließlich darin hängen blieben – wie die Fliegen auf den honiggelben Klebestreifen in Rosas Küche. Sie hätten gewiß viel zu erzählen gehabt über das Prachtstück aus der Siedlung, das ihnen wegen des ebenmäßigen Puppengesichts und des verheißungsvollen, koketten Augenaufschlags sofort auffiel und ihnen als „Vollweib“, wie sie sagten, galt – was vor allem den vollen, ausladenden und wohlgeformten Brüsten geschuldet war.

Für viele von ihnen begann der Abend im „Goldenen Löwen“ überhaupt erst dann interessant zu werden, wenn Margots Pappula im Türrahmen des Saals auftauchte. Sofort bildete sich eine Traube von Männern, die den ganzen Abend um sie herumbuhlten und -balgten. Nach einem strengen und nach dem Prinzip des *Survival of the fittest* erfolgenden Ausleseverfahren, das nicht selten mit einem blutigen Schlagabtausch unter Konkurrenten in oder vor dem „Löwen“ endete, erhielt schließlich einer von ihnen die Ehre, die Braut nach Hause begleiten zu dürfen. Das heißt, nach Hause kam das Paar oft gar nicht mehr, weil die aufgetauten Spannungen sich meistens schon im Halbdunkel an der Hauswand hinter dem Tanzsaal entluden, dort wo es zu den Außentoiletten ging.

Im allgemeinen bevorzugte Margot das Kraftvoll-Starke, Muskulöse und rein Männliche. Nur wenn sie wieder einmal knapp bei Kasse war und neue Kleider oder

Schmuck benötigte, ließ sie Fünfe gerade sein und vergaß die strengen Maßstäbe. Wie flexibel Margot sein konnte, wenn günstige Angebote lockten, hatte erst jüngst der alte Kolonialwaren-Klose vom Unterring, bei dem sie im Haushalt half, ein eher unscheinbares, schon etwas ergrautes kleines Männchen mit schütterem Haar, begriffen, als seine Frau aus dem Haus und Margot gerade beim Bettenmachen war. Aber auch andere Frankensteiner, honorige Geschäftsmänner „mit Hintergrund“, wie man so sagte, wußten, was sie an Margot hatten – so wie Margot wußte, was sie an ihnen hatte. Doch bezog sich das alles gewissermaßen nur auf das rein Geschäftliche. Es galt nicht für Tanz und Wochenende. Da wollte Margot sich nur entspannen, am liebsten mit jungen Kerlen, bevorzugt Soldaten. Da sie trotz einer gewissen körperlichen Fülle eine geschmeidige Tänzerin war, fiel ihr das nicht schwer. Am meisten liebte sie den Swing, der jedoch als „Negermusik“ inzwischen in Verruf gekommen war, nur noch heimlich gehört werden durfte und jedenfalls nicht mehr gespielt wurde. In den Köpfen existierte er aber immer noch. Zumindest in Margots, die sich im Auf und Ab an der Hauswand hinter dem „Löwen“ gerne zu den Rhythmen einer imaginierten Musik bewegte, die nicht Walzer und nicht Foxtrott war.

Die Augen der Frankensteiner Frauen sahen natürlich anders, klarer, aber auch besorgter. Ihr kritischer Blick fiel zuerst auf die Kleidung. Margot ließ sich nicht lumpen. Der Lumpamoan, von dem Mutter Rosa seit Jahren ihre Kleidung für sich und die Familie bezog, hatte Margot nie zur Kundin. Margot, die immer mit der neuesten Mode ging, bezog ihre Kleidung, je nach finanzieller Situation, entweder aus den Modegeschäften in Breslau oder dem Kaufhaus am Ring: Sie bevorzugte, was in diesen Jahren im Trend lag, schmalgeschnittene, bis zur Wade reichen-

de Röcke, dazu taillierte Jacken, stark gepolstert und mit überbreiten Schultern. Ihr brünettes, volles Haar fiel ihr auf die Schultern, die Augenbrauen waren rasiert und nachgezeichnet, Lippenstift war selbstverständlich, gute Parfüms auch.

Wenn Frankensteiner Frauen an Margots Aussehen Anstoß nahmen, war zweifellos immer eine Prise Neid mit im Spiel. Größer aber war die Verwunderung darüber, daß ein einfaches Mädchel aus einfachen Verhältnissen sich so etwas leisten konnte. Noch größer die nicht unberechtigte Sorge vieler Ehefrauen, daß die enthemmte Raubkatze aus der Armeleutesiedlung auch in ihrem Revier wildern oder ihren Ehemännern den Kopf verdrehen könnte.

Den nüchternsten Blick auf Margot hatten indessen die durch mancherlei Ernüchterungen hindurchgegangenen Eltern. Begonnen hatten die Probleme mit Margot schon sehr früh. Schon im Kindesalter deutete sich an, daß Margot anders war als ihre Geschwister. Irgendwie skrupelloser, weil sie das tat, was andere zwar dachten, aber nie auszuführen gewagt hätten. Aus Angst oder aus Anstand. Margot besaß weder das eine noch das andere. Sie nahm sich, was ihr gefiel, eine Handvoll Nüsse, eine Tafel Schokolade, Geld sowieso, Kleidung, Schmuck, junge Kerle und gestandene Ehemänner.

Der Anfang schien harmlos. Als die Verkäuferin von Noack, das kleine Madla an der Hand, vor die Haustür brachte, weil es in flagranti beim Diebstahl einer Ahoj-Brausepulvertüte erwischt worden war, war Ernst-August für einen Augenblick sogar gerührt, dachte an sich, dachte an die ungerechten Eigentumsverhältnisse und glaubte, daß seine Tochter wohl etwas von seinem Gerechtigkeitssinn geerbt haben müsse.

Irgendwann wurde ihm Margots Gerechtigkeitssinn jedoch unheimlich. Darum versuchte er es, wenn er dafür Zeit hatte und nicht gerade mit seinen Weibern oder Flugblättern beschäftigt war, mit Erziehung oder was er dafür hielt. Rosa versuchte es gar nicht erst. Am Ende mußte Ernst-August kapitulieren. Seine Bemühungen waren gescheitert. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, sagte er. Moralische Schranken existierten für Margot nicht – oder offenbar nur, um sich darüber hinwegzusetzen. Dazu kam ein ausgeprägter Eigensinn, an dem alle gutgemeinten Worte abprallten. Margot galt als schwer erziehbar und kam in ein Heim.

Den Anlaß dafür gab ein Vorfall, über den sogar im Lokalanzeiger berichtet wurde und in dessen Verlauf zwei Männer mit Tschako vor der Haustür erschienen und erklärten, daß Margot bis zur Abholung durch den Vater in polizeilichem Arrest verwahrt würde. Margot war im großen Schuhhaus Schweitzer & Hellmann am Ring „einkaufen“ gegangen und hatte sich von der Verkäuferin bedienen lassen. Als diese kurz im Lager verschwunden war, hatte Margot die neuen Schuhe in dem vor ihr liegenden Karton durch ihre alten ersetzt, den Karton wieder geschlossen und den Laden, als die Verkäuferin zurückkehrte, mit den neuen Schuhen an ihren Füßen, höflich dankend verlassen.

Im Erziehungsheim verbrachte Margot mehr Zeit als andere. Als sie wieder entlassen wurde, war sie um mancherlei Erfahrungen Tips und Tricks reicher und um einiges ausgekochter als zuvor.

Und nun wand sie sich auf dem Sofa.

„Ich bring mich um“, wimmerte sie, „ich bring mich um“.

Nachdem der Kuckuck seinen Dienst getan und sich wieder in seine Schwarzwaldbude zurückgezogen hatte, kam es zu einer überraschenden Wendung. Eine Zeitlang herrschte beklemmende Stille. Auch Margot war verstummt. Aber dann stand sie auf und schritt zum Ofen. Man kennt das aus dem Finale amerikanischer Filme, wenn sich der Totgegläubte noch einmal vom Boden erhebt und zum finalen Gegenschlag ausholt. Am Ofen ergriff Margot den Klumperhaken und ging damit auf Vater Ernst-August los. Dann standen sich beide Aug' in Aug' gegenüber. Margot fuchtelte drohend mit dem Eisenhaken vor seinem Gesicht herum und, während die Augen fast aus den Höhlen quollen, schrie sie:

„Oder dich!“

Nach kurzem Zögern warf sie den Haken aber wieder hin und verließ türschlagend den Raum, um wenige Sekunden später ein letztes Mal hinter der Tür aufzutauchen und ihrem Vater seelenruhig mit tiefer Stimme zuzuflüstern:

„Ich kann dich fix und fertig machen, Ernst, fix und fertig, wenn ich will“.

Margots Auftritt verfehlte seinen Eindruck nicht. Ernst-August und Rosa schwiegen betreten.

Nach einer Weile fragte Ernst-August:

„Weiß sie was?“

Rosa hatte sich vom Boden erhoben und sich offenbar soweit gefaßt, daß sie sogar ihren Humor wiedergefunden hatte:

„Sie wäre die einzige in Frankenstein, die nichts wüßte“.



Dann setzte sie sich zu Ernst an den Küchentisch. Sie waren beide noch ein wenig aufgewühlt. Während Ernst-August blaß und schnell atmend vor sich hin starrte, hatte Rosa wieder zu mümmeln begonnen. Mund und Nase bewegten sich nervös hin und her, mal parallel, mal gegeneinander, so wie bei den kleinen Hopplern draußen in den großen Holzkästen. Heute war des Mümmelns kein Ende. Es war dieses Mümmeln, das ich auch von Albert kannte. Abgucken konnte man das nicht. Das steckte in den Genen. Man mußte es geerbt haben. Ernst meinte, Rosa hätte es von ihrer Großmutter. Rosas Vater Berthold, der sie noch persönlich gekannt hatte, habe ihm das erzählt. Jedenfalls waren Mund und Nase bei Rosa eine Art Stimmungsbarometer. Wenn alles gut war, schien sie das Mümmeln manchmal schon ganz vergessen zu haben, aber wehe, sie regte sich auf.

So saßen sie eine ganze Weile schnaufend und mümmelnd beieinander und rührten in ihrem Muckefuck herum.

„Margot is mannstolle“, sagte Ernst nach einer Weile, „die brennt wie 'ne Fackel. Das nimmt noch a beeses Ende“.

„Se hummelt no em Monne“, entgegnete Rosa verständnisvoll. Ernst solle sich nicht so aufregen. In ein paar Wochen sei Margot sowieso aus dem Haus und bei Porzellan-Kletschke am Unterring in Stellung.

Aber davon wollte Ernst nichts hören. Das sei doch alles nicht mehr normal. Jedem Kerl würde sie sich an den Hals schmeißen. Woher sie das nur habe.

Rosa blickte ihn belustigt an.

Da wurde Ernst frech. Er sei jedenfalls nicht „mannstolle“, erwiderte er.

Weil Rosa darüber nicht lachen konnte, lachte er über sich selbst. Dabei fiel ihm das kleine blonde Luder ein, dem er gestern früh auf der Post begegnet war. Es hatte vor ihm gestanden, als er mit einem Paket am Schalter wartete. Jesses und Maria, was für ein prachtvolles Ärschla, hatte er gedacht. Der über die schlanke Taille gearbeitete rotkarierte Rock umspannte ihren Hintern so stramm und straff wie der Saitling seine Hausmacherwurst. Er hatte, was diese Körperpartie bei Frauen betraf, so seinen besonderen Geschmack, prall und drall, dabei nicht zu breit, nicht zu schmal, nicht zu groß, nicht zu klein, da ging es um Details.

Als sich die Blonde auch noch zu ihm umdrehte und um Wechselgeld bat, war es vollends um Ernst geschehen. Die puppigen Züge, das kleine Näschen, die schmalen Augen, die etwas vortretenden Wangenknochen, die geschwungenen, leicht geöffneten Lippen: das war genau das Pappla, auf den ihn der Herrgott, an den er nicht glaubte, irgendwann einmal geeicht haben mußte. Den polnischen Akzent nahm Ernst nur noch am Rande wahr, denn hinter seiner Brille begann ein Film abzulaufen.

Rosa blickte ihren Ehemann argwöhnisch an. Was es da zu grinsen gäbe, oder ob er sich seine Frage gerade selbst beantwortet habe, wollte sie wissen. Aber Ernst leugnete; er habe nur darüber nachgedacht, ob sie in der nächsten Woche wieder mal raus sollten, um ein paar Flugblätter, die sie bei Schmidtgärtner hektographiert hätten, in die Briefkästen zu werfen. Sie seien ja nun länger nicht auf Fahrt gewesen.

Aber irgendwie stand er immer noch mit einem halbem Bein am Postschalter. Jedenfalls wurde sein Gesicht das Grinsen nicht los. „Depper“, erwiderte Rosa nach einer Weile. Ernst ignorierte das. Wenigstens darüber wollte er mit ihr nicht streiten. Wozu auch? Sie hatte recht und er würde sowieso tun, was er wollte.

Das Verteilen von Wurfsendungen gehörte zu den wenigen Dingen, die Rosa und Ernst noch gemeinsam machten. In den letzten Monaten war aber auch das immer seltener geworden. Das lag daran, daß Ernst sich wieder stärker auf sein Versicherungsgeschäft konzentriert hatte. Aber es gab noch einen anderen Grund: Er hatte seit einiger Zeit resigniert. Klar, er war Kommunist der ersten Stunde. Seine Genossen und er hatten sich Saalschlachten mit den Nazis geliefert, die es in sich hatten. Die Erinnerung daran war immer noch lebendig, wenn sie im Keller von Schmidtgärtner zusammensaßen, bei Bier, Zigaretten und Ernsts unvermeidlicher Quetschkommode, aus der er ab und zu ein paar Arbeiterlieder herauspreßte. Da war es hoch her gegangen, und er war so manches Mal mit einer blutigen Gusche nach Hause gekommen. Trotz seiner schlechten Augen hatte er immer kräftig gegengehalten und sich nie die Butter vom Brot nehmen lassen. Dafür hatten ihn die Nazis gleich nach der Machtergreifung ins KZ Dürrgoy gesteckt. Wegen kommunistischer „Zersetzungstätigkeit“. Er hatte als einer der ersten einsitzen dürfen, was ihn heute noch mit einem gewissen Stolz erfüllte.

Als er wieder rauskam, früher als die andern, wegen der vielen Kinder, hatte er die Nase immer noch nicht voll. Eine Weile hatte er unverdrossen weitergemacht: Flugblätter, Wurfsendungen, Propagandaarbeit, dazu die Treffen mit den Genossen, bei denen sie sich an alte Ge-